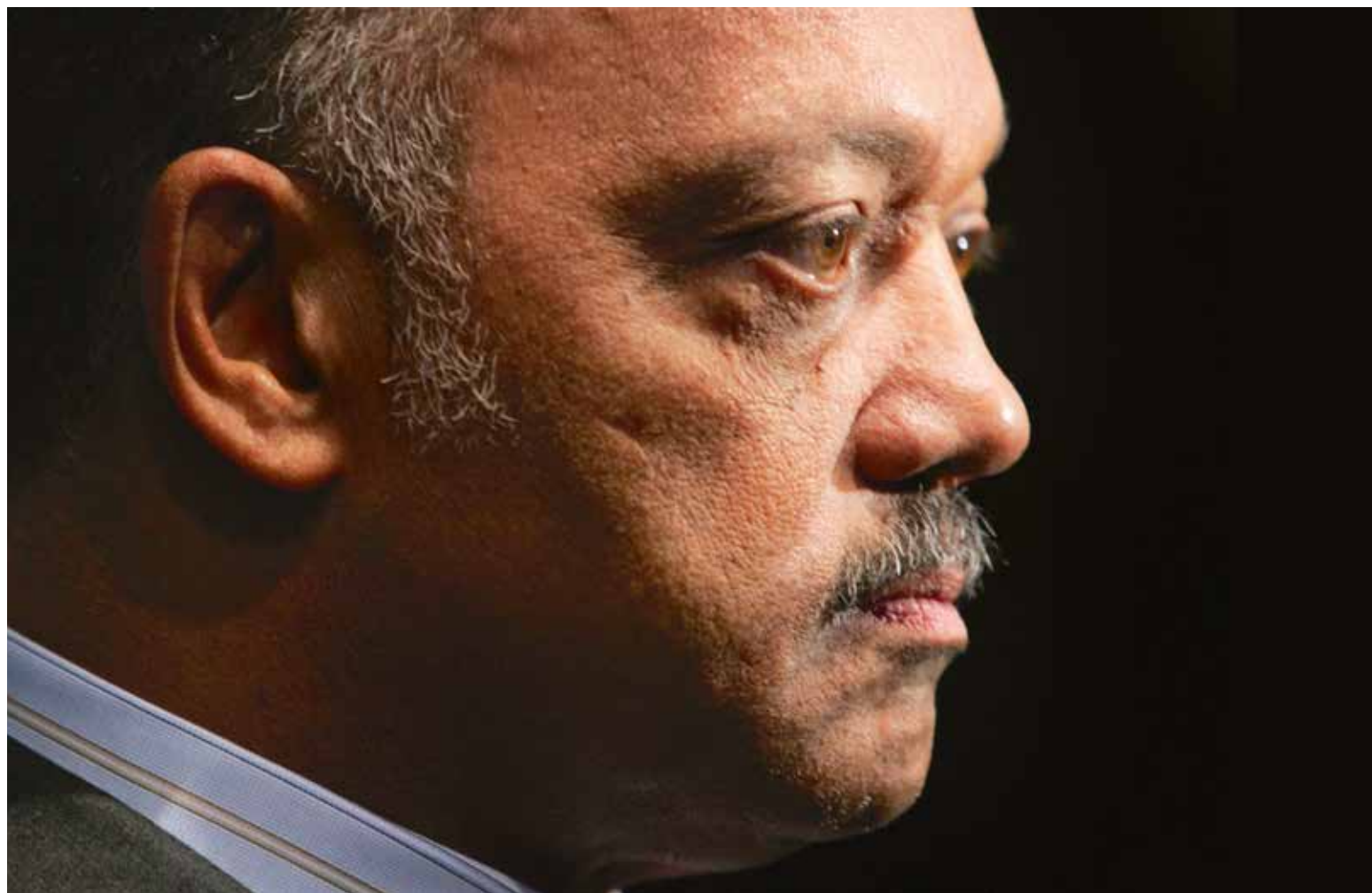


**Gottfried Locher, Hilary Mantel, Mysterium Gucci**

Nummer 23 – 4. Juni 2020 – 88. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Rassismus in den USA**

Bürgerrechtler Jesse Jackson über die amerikanische Ursünde.

*Von Urs Gehriger*

## **Warum so brav, Herr Glättli?**

Die Grünen geben sich staatstragend – und entfremden sich von ihrer Basis.

*Von Katharina Fontana*

## **Die zweite Welle heisst Arbeitslosigkeit**

Corona-Krise: Was Bern jetzt tun muss. *Von Daniel Lampart*

**Alice Schwarzer**  
Falsches Spiel mit  
Romy Schneider

4 194407 006904 23



## Tessin-Spezial: Boutique-Hotel «Villa Orselina» Und ewig lockt der Süden

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Leserangebot bietet sich Ihnen die Gelegenheit, das Tessin von seiner schönsten Seite zu erleben.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. Tauchen Sie ein in die süsse Welt des Nichtstuns im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina». An privilegierter Lage hoch über dem Lago Maggiore erleben Sie in einem stilvollen Ambiente ein Paradies der Erholung.

Sie logieren in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick. Ein umfassendes Verwöhnprogramm bietet Ihnen die hauseigene Wellness-Oase «La Spa». Für das kulinarische Wohl sorgt der Besuch im «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination von mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Degustation im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Tropfen der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten er-

reichen Sie die Standseilbahn nach Locarno sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1332 m ü. M).



### Platin-Club-Spezialangebot

#### Leserangebot Boutique-Hotel «Villa Orselina»

##### Leistungen:

- 2 Übernachtungen inklusive Frühstücksbuffet
- Garantiertes Upgrading in Suite mit Seeblick
- Begrüssungs-Cocktail in der Bar mit Loggia
- Vier-Gang-Dinner
- Weindegustation (Dienstag und Donnerstag)
- Freie Nutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 20 Prozent Rabatt auf Massagen
- Bahnhof-Transfer bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Tiefgarage
- Gratis-ÖV, vergünstigte Bergbahntickets

##### Spezialpreis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 560.– (statt Fr. 860.–)  
Ohne *Weltwoche*-Abo: Fr. 620.– (statt Fr. 860.–)  
(exkl. Kurtaxe; Einzelzimmer auf Anfrage)

##### Buchung:

Reservieren Sie über Tel. 091 735 73 73. Bitte Abo-Nummer (falls vorhanden) angeben. Verfügbar jeweils von Sonntag bis Freitag, ausgenommen zwischen dem 3. Juli und dem 9. August 2020.

##### Veranstalter:

Villa Orselina, 6644 Orselina-Locarno  
[www.villaorselina.ch](http://www.villaorselina.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



**Ursachen des Bebens:** Jesse Jackson (l.), Urs Gehrig.

Quer durch Amerika sind Städte in Brand, Geschäfte werden geplündert, das Land scheint am Rand eines Bürgerkriegs. Was sind die tieferen Ursachen des Bebens? «Apartheid», sagt Jesse Jackson, eines der prominentesten Gesichter des schwarzen Amerikas. Einst marschierte er an der Seite von Martin Luther King und war zugegen, als dieser 1968 erschossen wurde. Nach dem brutalen Tod von George Floyd erhebt Jackson erneut seine mahnende Stimme. Urs Gehrig hatte den Reverend vor zwei Jahren in Chicago getroffen. Von der Parkinson-Krankheit gezeichnet, schilderte Jackson ihm nun am Telefon seine Sicht der Lage der Nation. Als Gehrig feststellte, dass Jacksons stockende Stimme auf der Aufnahme kaum zu hören war, setzte sich der Doyen der Bürgerrechtsbewegung hin und zeichnete das gesamte Interview von neuem auf. **Seite 10**

Bettina Dahse ist die beste Kennerin von Romy Schneiders Leben und Erbin des Nachlasses von Romys Mutter Magda Schneider. In ihrem neuen Buch «Romy Schneider – Meine Mutter hatte kein Verhältnis mit Hitler» widerlegt Autorin Dahse aufgrund zahlreicher Briefe, Interviews und Dokumente, was die Feministin Alice Schwarzer seit 1998 behauptet: Magda Schneider habe mit Adolf Hitler geschlafen, und Romy sei von ihrem Stiefvater missbraucht worden. Schwarzer stützt ihre seither durch die Medien geisternden Behauptungen einzig auf ein Gespräch, das sie 1977 mit der grossen Schauspielerin geführt hat. Doch immer, bevor Schneider angeblich so Sensationelles preisgab, bat sie Schwarzer, das Tonband anzuhalten. **Seite 26**

Mit Corona, mit dem Shutdown änderten sich die soziokulturellen Gepflogenheiten, änderte sich der Sex von Herrn und Frau Schweizer. Nun

aber lockert sich das Social Distancing, Frühlingsknospen spriessen, der Lenz ist eingekehrt. Deshalb trafen wir die Sexualwissenschaftlerin Andrea Burri für eine Standortbestimmung der zeitgenössischen Sexualität. Lesen Sie das ausführliche Gespräch über das Paarungsverhalten der Schweizer, über Sexspielzeuge, Orgasmen und die Gründe, weshalb Sex kompliziert geworden ist. **Seite 34**

Vor ziemlich genau einem Jahr durchbrach Kapitänin Carola Rackete mit vierzig Migranten an Bord eine vom italienischen Innenminister Matteo Salvini verhängte Blockade und fuhr

in den Hafen von Lampedusa ein. Weltweit wurde Rackete als Heldin der Menschlichkeit gefeiert. Letzte Woche wurden in Messina drei afrikanische Schlepper und Folterknechte zu langjährigen Haftstrafen verurteilt, wobei am Rand des Verfahrens bekannt wurde, dass die Kriminellen mit Rackete nach Italien gelangt waren. Doch diesmal blieb der Aufschrei aus, die meisten Medien verschwiegen die verstörende Tatsache. Redaktor Alex Baur ist den Hintergründen nachgegangen. **Seite 39**

Aus dem Innern der Neuen Zürcher Zeitung ist wenig bekannt. Klatsch und Tratsch verbietet man sich seit 1780, dem Jahr der Gründung. Lieber kultivierte die NZZ das Bild gehobener Langeweile. Inzwischen befindet sich die älteste Zeitung der Schweiz im Umbruch. Friedemann Bartu, der dreieinhalb Jahrzehnte für die NZZ tätig war, widmete ihr deshalb ein «kritisches Porträt» in Buchform. Es ist so unterhaltsam, wie es die NZZ nie sein wollte. Die *Weltwoche* hat einen gutgelaunten Autor zum Gespräch getroffen. **Seite 40**

*Ihre Weltwoche*



**Falsche Behauptungen:** Romy Schneider mit Mutter Magda.

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)

Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Mitglied der Chefredaktion:** Beat Gygi (*Wirtschaft*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur,  
Erik Ebner, Katharina Fontana,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,  
Roman Zeller

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Thomas Renggli, Chris von Rohr,  
Peter Ruch, Peter Rüedi,  
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,  
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,  
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),  
Tamara Wernli, Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),

Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser,

Beat Zaugg, Dieter Zwicky

**Website:** Alex Merz, Tim Tassonis

**Sekretariat:** Sabine Mähner

**Finanzen und Personal:** Tien Köppel

### Verlag:

**Verlagsleiter:** Sandro Gianini

**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:**

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** GLA United

**Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Betriebsleiter:** Samuel Hofmann

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Neue Fakten: Filmstar Schneider. Seite 26

## Titelgeschichte

- 10 **Jesse Jackson**  
«Licht auf dem Hügel»

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial  
7 **Kommentare**  
Amerika brennt – Rassismus?  
8 **Parlament** Geschlechter-Slalom  
9 **Herodot**  
100 Jahre Trianon und Sèvres  
14 **Essay der Woche** Daniel Lampart:  
Die zweite Welle heisst Arbeitslosigkeit  
16 **Mörgeli** Plötzlich wie neugeboren  
16 **Bodenmann**  
Das grosse Durcheinander  
17 **Medien** Lockdown für Skandale  
17 **Die Deutschen** Giffey's Milliarden

## Inland

- 22 **Falscher Alarm**  
Swiss-Covid-App  
25 **Bund** Schweizer Steuergelder  
für Terroristen  
28 **Corona**  
Die Not mit dem Notrecht  
29 **Gottfried Locher**  
Eigengoal der Reformierten  
31 **Bundeshaus**  
Amherds Gespür für den Notstand  
36 **Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis**  
Eigentlich ergänzen sie sich ja perfekt  
40 **Neue Zürcher Zeitung** Die Schweiz  
wäre einfach ärmer ohne sie  
41 **Bundesrat**  
Wir und Corona  
42 **Grüne**  
Warum so brav, Herr Glättli?



Aufstieg: Gucci-Designer Michele. Seite 30

## Ausland

- 20 **Christopher Caldwell**  
Die zerstrittenen Staaten von Amerika  
32 **Frankreich**  
Macrons Endspiel  
33 **Inside Washington**  
Big Twitter Brother  
39 **Rettungsschiff «Sea-Watch»**  
Omertà um Captain Rackete

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 24 **Taki Theodoracopulos** Wie die  
Schweiz zum Feind der Reichen wurde  
38 **Roland Vaubel**  
Vergeude keine Krise  
40 **Gegenrede**  
Kein «Irr-Sinn»  
43 **Innovation**  
Zoom-König Eric Yuan  
44 **Simon John**  
Der Warner, der nicht gehört wurde

## Kultur & Gesellschaft

- 26 **Alice Schwarzer**  
Falsches Spiel mit Romy Schneider  
30 **Mysterium Gucci**  
Wieder ganz oben  
37 **Sängerin Mina**  
Dramatische Lidschatten  
45 **Tamy Glauser**  
Mein Held Michael Jordan  
48 **Bundesrat Etter** Von Hitler wandte  
er sich bald angewidert ab  
50 **Literatur**  
Die goldene Formel der Hilary Mantel  
51 **Sprache**  
Ankebälleli  
56 **Leben heute**  
Die 50 besten Restaurants der Schweiz



«Wir wissen wirklich  
kaum mehr, wie wir  
uns verhalten sollen.»

Sexologin Burri: Seite 34

## Interview

- 34 «Säen und Ernten»  
Sexualwissenschaftlerin Andrea Burri

## Rubriken

- 7 **Im Auge** René Redzepi  
12 **Personenkontrolle**  
13 **Nachruf** Künstler Christo  
18 **Leserbriefe**  
18 **Thiel**  
19 **Dr. M**  
46 **Ikone der Woche**  
«Abend über Potsdam»  
52 **Fast verliebt** Weisst du noch  
52 **Knorrs Kultur**  
«The Plot Against America»  
53 **Unten durch** Lebensmut  
54 **Wein** Tenuta Luce della  
Vite Luce 2017  
54 **Die Bibel** Was Recht ist  
55 **Auto** Alles in einem  
55 **Jazz** Alte Schule neu gedacht  
58 **Tamaras Welt** «Männerwelten»

# China

## Was Donald Trump von Richard Nixon lernen kann.

Von Roger Köppel

Auch die aktuellen Unruhen in den USA sind vor dem Hintergrund mehrfacher, sich verschärfender und gegenseitig aufheizender Polarisierungen im Gefolge von Corona zu sehen. Dass das universell verurteilte Einzelfall-Verbrechen eines kriminellen weissen Polizisten an einem schwarzen Tatverdächtigen eine Art innerstädtischen Bürgerkrieg entfacht, steht in keinem Verhältnis zur Untat am Anfang. Neben politischen Interessen im Vorfeld einer Regierungswahl, Antireflexen gegen den Präsidenten und einem seit der Beendigung der Sklaverei vor 150 Jahren aufgestauten Schuldkomplex wirkt der soziale Corona-Stress wie Benzin im Feuer.

Es hilft nicht, dass Präsident Trump die Brände mit dem Flammenwerfer löschen will. Seine Sprengstoff-Rhetorik, die jede Kritik mit einer Salve an Retourvorwürfen kontert, baut Spannungen nicht ab, sondern auf. Ein Politiker, der eigentlich gar kein Politiker ist und deshalb auf alles reagiert, was ihm angeworfen wird, verpasst die Chance, Angriffe durch Nichtbeachtung ins Leere laufen, sich erschöpfen zu lassen. Der gläubige Präsident sollte häufiger in der Bibel lesen: «Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar.» Indem er dauernd zurückschlägt, hält Trump den Kleinkrieg am Laufen, den er überwinden sollte.

Im gegenwärtigen Corona-Hexenkessel fallen Politiker auf, die es in ähnlichen Situationen besser machen. Brauchbar sind Staatenlenker, die sich für das Wohlergehen ihrer Länder in Wohlstand und Frieden mit allen anderen einsetzen. Als Vorbild fällt einem heute ausgerechnet der verfemte, vom Hof gejagte US-Präsident Richard Nixon ein, der von 1968 bis zu seinem unrühmlichen erzwungenen Rücktritt 1974 die Geschichte der USA in einer aufgewühlten Zeit mit einer Mischung aus Genie und Wahnsinn steuerte.

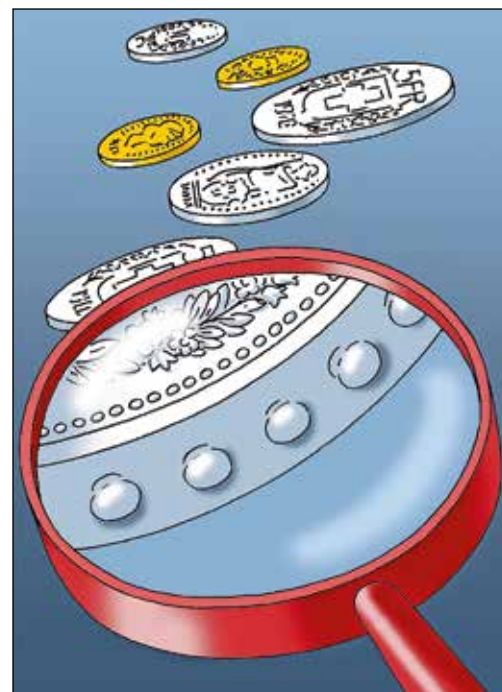
Klar, Nixon autorisierte Einbrüche, liess Bomben auf neutrale Staaten abwerfen und seine Mitarbeiter abhören. Seine aussenpolitische Leistung allerdings kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, und sie muss gewürdigt werden, gerade weil Nixon, als die Krise am Dampfen war, nicht nur über seinen ideologischen Schatten sprang, sondern auch weil es ihm gelang, in einer Zeit der globalen Verhärtung einen fantasievollen und riskanten Ausfallschritt zu mehr Entspannung zu wagen.

1971 stand Nixon am Abgrund. Der Vietnamkrieg war eine blutende Wunde. Rassenunruhen

hatten prominente Opfer gefordert. Auf den Strassen marschierten Hunderttausende gegen die Regierung. Die Nationalgarde schoss auf Studenten, und die Medien feuerten mitleidlos auf den Mann im Weissen Haus. In diesem tobenden Chaos lancierte Nixon seine kühnste aussenpolitische Initiative. Kaum jemand hatte es ihm zugetraut. Der berüchtigte Kommunistenfresser und Kalte Krieger stiess die verriegelten Tore zu China auf. Über seinen Stardiplomaten Henry Kissinger liess er dank Erstkontakten einer amerikanischen Pingpong-Nationalmannschaft via Pakistan ein zunächst hochgeheimes Treffen mit Staatsgründer Mao und Regierungschef Zhou Enlai einfädeln. Es kam unter weltweitem Applaus der Verwunderung zustande vom 21. bis 28. Februar 1972.

Nixon und Kissinger waren keine Friedenstauen. Sie sahen sich als knallharte Realpolitiker. Und sie erkannten, dass man ein Land mit über einer Milliarde Einwohnern nicht aussperren kann, sondern einbinden muss in die internationale diplomatische Architektur. Beide überwandten sie damals ihre tiefsitzende Abneigung gegen die steinzeitkommunistische Diktatur, die China unter Mao noch war. Nicht, weil ihnen diese Ideologie oder das System sympathisch geworden wären, sondern, weil sie aus Sorge um den internationalen Frieden handelten.

Was zu Nixons Zeiten richtig war, kann heute nicht falsch sein. China hat sich reformiert und dem Westen angenähert. Ohne die chinesische Wirtschaft stottert der weltweite Wohlstandsmotor. Trotzdem hat die Pandemie antichinesische Ressentiments erhitzt. Wir massen uns nicht an, den Amerikanern zu erklären, wie sie mit der werdenden Supermacht im Osten umgehen sollen, aber wir vermuten, dass der Ansatz von Nixon mehr bringt als eine auf Konfrontation gebürstete Strategie der demütigenden Überheblichkeit und Ausgrenzung. Vielleicht kann ja die Schweiz



einen kleinen Beitrag zur Verständigung leisten, ohne sich anzubiedern oder aufzuspielen.

Auf die Gefahr hin, kitschig zu werden: Die Corona-Krise hat die Notwendigkeit von Grenzen und Nationalstaaten deutlich gemacht, aber eben auch den Sinn einer internationalen Zusammenarbeit auf der Grundlage eines minimalen Vertrauens. Ein falscher Internationalismus träumt von der Auflösung aller Grenzen und Staaten. Ein vernünftiger Internationalismus anerkennt, dass es unterschiedliche Staaten mit unterschiedlichen Interessen gibt, und das Beste, was wir hoffen können, ist, dass diese Staaten unabhängig voneinander in Frieden leben und zum gegenseitigen Vorteil zusammenarbeiten.

In der Schweiz wird der Ruf nach einer robusteren «China-Strategie» lauter. Dahinter steckt die Absicht, der finanziell potente Kleinstaat möge sich vernehmlicher kritisch gegenüber China und seinen realen und angeblichen Verfehlungen äussern. Die Heldenpose moralischer Vorhaltungen mag Schlagzeilen produzieren, gute Resultate bringt sie nicht. Die Schweiz sollte ihre wohlwollende Neutralität gegenüber China pflegen. Es ist eine Stärke, wenn man sich als einziges Land einem verbreiteten, wenn auch falschen moralischen Reflex verweigert.

Nixon und Kissinger wurden nach ihrer Rückkehr aus Peking heftig kritisiert: «Mao bekam Taiwan, wir bekamen Frühlingsrollen.» Der US-Präsident habe dem Grossen Vorsitzenden zu sehr nachgegeben. Fast vier Jahrzehnte später erinnerte sich Kissinger: «Wir haben eine knifflige Klippe für eine Generation umschiffert. Die USA und China haben freundschaftliche Beziehungen bewahrt, und Taiwan ist, dank unserer Hilfe, stark und demokratisch geblieben.» Nixons Entgegenkommen hatte sich für beide Seiten gelohnt.

PS: Nixon wurde 1972 erdrutschartig wiedergewählt. Die gewalttätigen Massendemonstrationen hatten ihm nicht geschadet, sondern genützt.

**A Plus Reinigungen**

- Kundenorientiert
- Selbstkritisch
- Partnerschaftlich

... auch in der Krise.

**PLUS PLUS PLUS PLUS**  
 REINIGUNGEN HAUSWARTUNG GARTENUNTERHALT BODENPFLEGE AUTO PFLEGE

Tel 0844 802 166, info@aplus.ch, aplus.ch



©Hanseatische Konzertdirektion GmbH



# VIP-Konzertreise «Elbphilharmonie» Hamburg für Aug und Ohr

Die Hansestadt gilt als Tor zur Welt. Kulturelles Highlight ist die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und aussergewöhnlichen Akustik. Geniessen Sie drei Tage in einer der schönsten Städte Deutschlands.

**K**aum sind wir in Hamburg gelandet, bieten sich uns auf der Stadtrundfahrt erste Impressionen. Mit den Alsterarkaden, dem prachtvollen Rathaus und dem Michel werden wir bekannt gemacht. Natürlich geht es auch am Hafen und der Hafencity vorbei, ehe wir im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu» einchecken. Das Traditionslokal «Schifferbörse» bietet den idealen Rahmen für das Abendessen.

Am zweiten Tag erkunden wir die Hafencity. Auf den Mittagslunch im Restaurant «Kajüte» folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Abends erwartet uns der Höhepunkt dieser Reise, das Konzert von Juan José Mosalini, den Experten als den weltbesten Tangomusiker bezeichnen! Mit seinem Gran Orquesta de Tango bietet er hochemotionale Musik und mitreissende Rhythmen.

«Schiff ahoi!», heisst es am dritten Reisetag. Was wäre Hamburg ohne Hafenerundfahrt? Unterwegs auf einer Barkasse schnuppern wir

den Duft der grossen weiten Welt. Nach dem Mittagessen empfängt uns die traditionelle Kaffeerösterei Burg. Eine Verkostung edler Kaffeesorten ist die Krönung dieses Ausflugs. Erfüllt mit wunderbaren Erlebnissen, kehren wir nach Zürich zurück.



## Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Konzertreise «Elbphilharmonie» Hamburg**  
29. November bis 1. Dezember 2020

### Reiseleistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Zwei Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu»
- Abendessen im Traditionslokal «Schifferbörse»
- Mittagssnack im Restaurant «Kajüte»
- Stadtrundfahrt Kulturstadt Hamburg
- Ausflug «Hafencity und Speicherstadt»
- Konzertkarte (Kat. 1) für das Konzert mit Juan José Mosalini im Grosse Saal der Elbphilharmonie
- Qualifizierte Reiseleitung

### Preis (pro Person im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1295.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 1595.–

### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch

### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA  
6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Amerika brennt – Rassismus?

Von Hansrudolf Kamer — In amerikanischen Grossstädten wird gebrandschatzt und geplündert, aus Protest gegen Polizeibrutalität in Minneapolis. Dahinter steckt politischer Aktivismus.



Keule gegen Trump: Washington im Protest-Fieber, 1. Juni.

Nach dem Lockdown die Unruhen – wie wenn lange unterdrückte Energien aufbrechen und in Gewalt münden. Was als friedlicher Protest gegen einen neuen Fall von Polizeibrutalität in Minneapolis begonnen hatte, explodierte schnell als anarchistische Gewalt in amerikanischen Grossstädten. Polizei und Nationalgarde hatten Mühe, die Lage unter Kontrolle zu bringen.

In Washington brannte es in der St.-Johannes-Kirche gegenüber dem Weissen Haus. Unruhen in Los Angeles, Dallas, Atlanta, Portland, Oakland, Philadelphia, Denver und anderswo. In Minneapolis selber wurden die Läden schwarzer Kaufleute geplündert. Ladenbesitzer, auch bewaffnete, wehrten sich gegen den Mob, während die Polizei nicht eingriff und die Nationalgarde am Aufmarschieren war.

Justizminister Barr sprach von einheimischem Terrorismus. Radikale Agitatoren nutzten die Verwirrung aus für ihre eigenen Zwecke, mit einer Taktik, die an die Antifa-Bewegung erinnere. Die Antifa, ein Netzwerk von Anarchisten, sieht Gewalt als legitimes Mittel an, um gegen das korrupte «amerikanische System» vorzugehen.

Der demokratische Gouverneur von Minnesota, Tim Walz, gab bekannt, dass über 80 Prozent der «Demonstranten» von ausserhalb des Staates stammten. Die Schläger unterstützten

die «Black Lives Matter»-Protestler, ihrerseits eine Gruppe linker Aktivisten mit ambivalenter Einstellung zu Gewalt.

Es ging alles sehr schnell. Der Vorfall ereignete sich am Montag letzter Woche. Der allem Anschein nach fehlbare weisse Polizist wurde aber erst vier Tage später in Florida verhaftet. Das 46-jährige schwarze Opfer, George Floyd, war in Polizeigewahrsam gestorben.

Das Video eines Passanten zeigt ihn am Boden liegend neben einem Polizeiauto, während das Knie des Polizisten ihm auf den Nacken drückt und ihm augenscheinlich die Luft abschneuert. Floyd beklagte sich, dass er keine Luft mehr bekomme. Zwei Autopsien bestätigten später, dass Ersticken die Todesursache war.

Während der vier Tage bis zur Verhaftung des Polizisten bauten sich die Proteste auf – gegen rassistische Gewaltanwendung durch die Polizei, in einer Stadt mit einem linksdemokratischen Bürgermeister und einem schwarzen Polizeichef. Der Staat Minnesota hat einen demokratischen Gouverneur – ein demokratischer Staat durch und durch.

In Präsidentenwahlen hatte Minnesota zum letzten Mal 1972 republikanisch gestimmt. Gouverneur Tim Walz erklärte nun letzte Woche, man müsse etwas gegen «systemischen Rassismus» tun, wenn in Minnesota Gerechtig-

>>> Fortsetzung auf Seite 8

# Burger King



René Redzepi, bester Koch der Welt.

Gegessen wird immer. Als der schon viermal zum besten Koch der Welt ausgerufene René Redzepi, 42, wieder aufmachte, bildete sich an der Wasserkante in Kopenhagen eine mehrere hundert Meter lange disziplinierte Kundenschlange, und am Ende des Tages hatte er 1200 Burgers verkauft zu 125 Dänekronen (etwa 18 Franken) pro Portion, zum Mitnehmen oder Dableiben an den gemütlichen langen Holztischen im Garten. Früher, vor Corona, mussten die Gäste seines Gourmet-Tempels «Noma» eine Ewigkeit auf der Warteliste hungern, bis sie geheimnisvolle Leckerbissen wie Hirschhirn, Tatar von Entenherz oder frittierte Rentierflechte serviert bekamen und dafür zwanzig Mal mehr liegenliessen, letztmals am 14. März.

Eigentlich hatte er drei Monate Ferien geplant, aber dann ging auch die Welt der Luxusrestaurants und der Snob-Touristen unter. Redzepi, Sohn eines Mazedoniers und einer Dänin, begann zu überlegen, wie er die Existenzkrise meistern könnte – und kam auf die weltweit populärste Massenverpflegung. «Nicht das, was ich besonders gerne esse, sondern das, was die Gäste lieben.» Also entschied sich der Chef für den Burger, natürlich den besten der Welt. Zum Glück hatte der Aromentüftler seiner Experimentalküche, David Zilber, in seinen Anfängen als Metzger eines Schlachthofes in Toronto gearbeitet. Er wählte die besten Fleischlieferanten aus. Den Dijon-Senf dazu erfand Redzepi, der seine Spuren in der Molekularküche des Spaniers Ferran Adrià abverdient hat, selbstverständlich neu. Statt einer exquisiten Weinkarte offeriert er nun Naturweine, etwa einen pfirsichfarbenen «Himmel auf Erden» aus Österreich, oder ein Bier. Auch muss man sich vorzustellen versuchen, wie der Himmel auf Erden am Familientisch schmeckt, wenn seine Ehefrau Nadine (sie schreibt auch Kochbücher) für den besten Koch der Welt und die drei Kinder kocht. Es gibt manchmal flüssigen Reis und die Poulet-Resten vom Vortag. Denn gegessen wird immer. Peter Hartmann

keit, Friede und Ordnung für alle einkehren sollten. Ja, bald fünfzig Jahre demokratische Dominanz sind eine lange Zeit.

### Kampf um schwarze Wählerstimmen

Sehr schnell waren die üblichen Klischees zur Stelle, und erst als die zunächst friedlichen Proteste in Gewalt umschlugen und ausufernten, änderten die amerikanischen TV-Ketten ihre Beurteilung von «verständliche Proteste» in «zu weit gegangen». Niemand möchte Rassist genannt werden, und deshalb zögerten Schwarze und Weisse relativ lange, ihren Schrecken über brennende Gebäude und Autos, zerstörte und geplünderte Einkaufsläden auszudrücken.

Inzwischen werden die Ausschreitungen von den Demokraten offen als Keule gegen Trump verwendet. Schwarze Wählerstimmen sollen konsolidiert werden, denn in letzter Zeit hat Trump in der schwarzen Gemeinschaft Fortschritte gemacht. Joe Biden geriet vor kurzem in die Bredouille mit der herablassenden Bemerkung in einem Interview: «Wenn du nicht weisst, ob du für mich oder Trump stimmen sollst, dann bist du nicht schwarz.» Politik über alles.

Trump wird nun von den Demokraten in die rassistische Ecke gedrängt. Er wird als Erbe einer republikanischen Abkehr von den Bürgerrechten und einer mythischen Südstaaten-Strategie der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts porträtiert. Wir sind wieder im Jahr 1968 – Rebellion, Morde, Attentate auf Martin Luther King und Bobby Kennedy, Vietnam, Schiessereien auf dem Campus.

Die Präsidenten waren damals Lyndon B. Johnson und dann Richard Nixon. LBJ musste mit den Krawallen und dem Chaos nach der Ermordung des Bürgerrechtlers zu Rande kommen, der als Symbolfigur gewaltfreien Protestes in die Geschichte eingegangen ist. Die weisse Arbeiterklasse begann die Demokratische Partei zu verlassen und kehrte nie mehr zurück.

### Biden auf Trumps Linie

Nixon propagierte «Law and Order» gegen die oft gewalttätigen Vietnam-Proteste und die Tumulte an den Universitäten. Auch Trump wird als Präsident die Gewaltwelle zumindest politisch bewältigen müssen. Wenn er für Gesetz und Ordnung eintritt, während die Demokraten mit linker Anarchie und Aufruhr identifiziert werden, könnte er gewinnen.

Im Gegensatz zu den linken Demokraten und ihrer Kongressführung scheint Joe Biden dies verstanden zu haben. Proteste gegen Brutalität seien gerechtfertigt, Brandschatzung, Gewalt, Zerstörung dagegen nicht. Genau so hatte sich Trump am Tag zuvor ausgedrückt.

Mehr zum Thema: Seite 10, 20

## Parlament

# Geschlechter-Slalom

*Von Peter Keller* — Der Ständerat will den Weg ebnen, dass in der Schweiz Namen und Geschlecht unbürokratisch geändert werden können. Das Gesetz ist absurd und trotzdem richtig.

Wer als Peter auf die Welt kommt, sich aber mehr als Petra fühlt, soll künftig «unbürokratisch» den Vornamen und das Geschlecht im Personenstandsregister (früher Familienregister) ändern können. So will es die Mehrheit der ständerätlichen Rechtskommission ohne Gegenstimme bei zwei Enthaltungen. Für die Änderung des Geschlechts bräuchte es dann auch keine chirurgische Angleichung der Geschlechtsorgane mehr, sondern lediglich eine «entsprechende Erklärung gegenüber dem Zivilstandsamt». Man könnte also rein optisch als Bud Spencer aufs Amt gehen und auch als Bud Spencer rauslaufen, ohne Röckchen und Wimperntusche – und trotzdem rechtlich eine Frau sein.

Wie so oft zieht eine Vereinfachung auch eine Verkomplizierung der Sache nach sich. Wenn Peter sich mit achtzehn Jahren zur Frau erklärt, muss er nicht Militärdienst leisten und darf sich mit 64 pensionieren lassen, während Peter noch ein Jahr anhängen müsste. Natürlich möchte der Gesetzgeber solchen Missbräuchen vorbeugen und hält fest, dass die Zivilstandsbeamten die «Entgegennahme leichtsinniger Erklärungen» verweigern müssen. Nur: So einfach wird es nicht sein, den Antragssteller des «Leichtsinn» zu überführen. Und man muss kein juristischer Profi sein, um vorauszuahnen, dass eine allfällige Verweigerung der Geschlechtsänderung den ganzen Rechtszirkus bis hinauf zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg und retour provozieren würde.

### Erfüllung der Geschlechterquoten?

Es stellen sich aber auch ganz konkrete Fragen des Alltags. Darf Peter, der sich erfolgreich zu Petra erklärte, im Schwimmbad in die Frauengarderobe und dort in der Gemeinschaftsdusche seinen Peterli einseifen, den er ja nicht mehr zwingend wegoperieren muss? Und zählt Petra, vormals Peter, im Verwaltungsrat der Firma XY als Frau, wenn es um die Erfüllung der Geschlechterquoten in der (männlich dominierten) Wirtschaftswelt geht? Und ist es fair, wenn die gleiche Petra ins Frauenboxen wechselt und dort alles vermöbelt, was ihm/ihr vor die Fäuste kommt?

Es ist also relativ einfach, sich über diese Vorlage lustig zu machen, zumal die Absurdität sozusagen rechtlich eingebaut wird. Der Bundesrat geht sogar davon aus, dass der Geschlechtseintrag im Verlauf eines Lebens

«mehr als einmal» geändert werden muss. Da ist Geschlechter-Slalom – mal Petra, mal Peter – programmiert.

### Maximilian statt Kevin

Nun gehört es zur journalistischen Redlichkeit, die Position des anderen einzunehmen, gewissermassen das intellektuelle Geschlecht zu wechseln. Bei den Namen zumindest müsste das Gesetz vollumfänglich gelockert werden. Warum soll man ein Leben lang einen Namen tragen müssen, mit dem (und mit dessen Geschlecht) man sich nicht identifizieren kann? Peter und Petra dürfen schliesslich auch jederzeit den Glauben wechseln oder sich ganz aus der Kirche verabschieden – trotz Taufe bei Geburt. Wer in die Schule kommt und Kevin heisst, löst beim Lehrpersonal Skepsis über seine Intelligenz aus, noch bevor er den Mund geöffnet hat. Kevin ist ein Unterschichtenname. Aber bei Maximilian und Johanna wird ein Bildungshintergrund erwartet, und die Kinder werden entsprechend positiv bestärkt.

Und warum soll eine Einbürgerung nicht, wenn es der Wunsch des Neo-Schweizers ist, mit einer kompletten Namensänderung erfolgen? Wenn Blerim Berisha sich Wilhelm Tell nennen lassen möchte, sollte das möglich sein. Gebt die Namen frei!



Es stellen sich ganz konkrete Fragen des Alltags.





Herodot

## 100 Jahre Trianon und Sèvres

Der Diktat-Frieden von 1920 vollendete das Werk der Französischen Revolution und zerstückelte die Vielvölkerstaaten der Habsburger und Osmanen, was bis heute unheilvolle Nachwirkungen hat.

Die Französische Revolution brachte neben Liberalismus und Rechtsgleichheit auch den Nationalismus mit dem Postulat der einheitlichen Sprache und Kultur. Die Schweiz galt ihr als Anachronismus, Vielvölkerstaaten wie das Habsburger und das Osmanische Reich als «Völkerkerker». Jahrhundertlang hatten diese relative Grosszügigkeit und Toleranz gegenüber sprachlichen und religiösen Minderheiten gezeigt und ein meist fruchtbares Nebeneinander unzähliger Völker und Religionsgemeinschaften entstehen lassen.

Siebenbürgen war 1914 nach mehr als tausendjähriger ungarischer Herrschaft noch immer mehrheitlich rumänischsprachig. Der grosse König Mátyás Hunyadi (Mattias Corvinus) wird von Ungarn und Rumänen gleichermassen verehrt und beansprucht. Zu den häufigsten ungarischen Familiennamen gehören Tóth (Slowake), Horváth (Kroate) und Németh (Deutscher). Der mittelalterliche ungarische Staat war ein stabiles Bollwerk der römischen Kirche und damit Westeuropas gen Südosten. Er beschützte dieses 150 Jahre lang vor den Osmanen, bevor er 1526 selbst unter deren Herrschaft fiel. Während der langen Kriege zwischen Türken und Habsburgern wurden weite Teile Ungarns entvölkert; danach siedelten sich dort viele Deutsche, Rumänen, Serben, Ruthenen und sogar Franzosen an. Erst auf die nach der Französischen Revolution aufkommenden Sezessionsbestrebungen der Minderheiten reagierte Ungarn mit einer relativ aggressiven Magyarisierungspolitik.

Der Balkan war während rund 500 Jahren muslimischer Herrschaft mehrheitlich orthodox und slawisch beziehungsweise rumänisch geblieben, und auch in Anatolien, dem Kernland der Osmanen, stellten griechische, armenische und andere Christen fast ein Viertel der Bevölkerung; in der Hauptstadt Konstantinopel (Istanbul) gar lange die Mehrheit, 1914 noch fast ein Drit-

tel. Im 19. Jahrhundert verloren die Osmanen einen Grossteil Südosteuropas und des Kaukasus. Dabei wurden mehrere Millionen (oft slawischer) Muslime vertrieben und Hunderttausende ermordet. Die Osmanen begannen deshalb die Minderheiten, deren Sezessionsbestrebungen von den Westmächten und Russland unterstützt wurden, zunehmend als fünfte Kolonne zu sehen. Dies führte sporadisch zu Pogromen gegen christliche Minderheiten, welche dann während des Ersten Weltkriegs im Genozid an den Armeniern kulminierten.

Der Diktatfrieden von Paris zerschlug die beiden Vielvölkerstaaten dann endgültig. Regie führte der rachsüchtige Franzose Clemenceau. US-Präsident Wilson war nach der Spanischen Grippe geschwächt und konnte seine idealistischen Prinzipien eines fairen Friedens nicht durchsetzen; die Briten verfolgten vor allem Eigeninteressen.

Im Mosaik der buntgemischten Siedlungsgebiete war eine halbwegs faire Grenzziehung schier unmöglich. Das Friedensdiktat führte zu Hunderttausenden von Toten und Millionen von Vertriebenen und Unterdrückten. Die Folgen halten bis heute an. Die jahrhundertlang toleranten Türken und Ungarn wurden gegenüber Minderheiten höchst misstrauisch. Konflikte schwelen an manchen Orten weiter. Der Jugoslawienkonflikt ist eine Spätfolge der Französischen Revolution und des Pariser Diktatfriedens von 1920, ebenso der israelisch-palästinensische Konflikt und in gewissem Masse auch diejenigen im Libanon, in Syrien und im Irak.

Der «Vertrag» von Sèvres reduzierte die Türkei auf einen demilitarisierten Rumpfstaat im nördlichen Zentralanatolien, der weniger als ein Drittel ihres heutigen Territoriums umfasste. Die osmanische Hauptstadt Istanbul wurde internationalisiert. Die heutige europäische Türkei und ein grösseres Gebiet um Smyrna (Izmir), damals grösste Stadt Anatoliens, wurden Griechenland, der Osten Kurden und Armeniern zugesprochen, Südanatolien in ita-

lienische und französische Einflusszonen aufgeteilt.

Die Türken verweigerten die Unterschrift und wehrten sich mit dem Mut der Verzweiflung, unterstützt von Lenins Russland. Sie schlugen die bis Ankara vorgerückten Griechen zurück und vertrieben sie schliesslich ganz aus Anatolien. Beide Seiten begingen abscheuliche Massaker an der Zivilbevölkerung. Allein nach der türkischen Eroberung Smyrnas sollen 50 000–100 000 Griechen und Armenier umgekommen sein. Griechenland wurde von über 1,5 Millionen Flüchtlingen überflutet. Die Türkei betreibt bis heute eine brutale Assimilierungs- und Vertreibungspolitik gegenüber ethnischen Minderheiten, um einer Wiederholung der traumatischen Zerstückelung des Osmanischen Reiches vorzubeugen. Mit ihren neuen Grenzen gab sie sich bis vor kurzem zufrieden, doch in jüngster Zeit zeigte Recep Tayyip Erdogan Gelüste, sich weitere ehemals osmanische Gebiete einzuverleiben.

Anders als die Türkei konnte sich Ungarn gegen seine Zerstückelung im «Vertrag» von Trianon nicht wehren. Für rund tausend Jahre hatten die Karpaten seine Grenzen vom Nordwesten bis in den Südosten gebildet; kein europäisches Land hatte ähnlich stabile und natürliche Grenzen. Die Trianon-Grenzen führten dagegen mitten durch die ungarische Tiefebene und liessen sich nicht verteidigen. Den 55 Prozent Magyaren wurden bloss 29 Prozent des historischen Ungarn zugesprochen, den Rumänen (16 Prozent) und Slowaken (11 Prozent) fast ein knappes Drittel beziehungsweise Fünftel. Ein Drittel der ethnischen Ungarn fand sich im Ausland wieder. Meist lebten beidseits der neuen Grenzen mehrheitlich Magyaren. Zudem lag das rein ungarische Szeklerland neu mitten in Rumänien.

Wer die heutige ungarische Politik und die Popularität von Viktor Orbán verstehen will, sollte diese leidvolle ungarische Geschichte bedenken. Ein Volk, das fast tausend Jahre lang mit hohem Blutzoll das Bollwerk Westeuropas gen Südosten gebildet hatte und dann vom Westen derart unfair behandelt wurde, entwickelt andere Sensibilitäten gegenüber Multikulturalismus und muslimischer Zuwanderung als die postnationalen Eliten in Brüssel, Paris und Berlin.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

## «Licht auf dem Hügel»

Von Urs Gehriger — Als Martin Luther King ermordet wurde, stand Jesse Jackson an seiner Seite. Heute zählt der Bürgerrechtler und Prediger zu den besonnenen Stimmen im Feuersturm. Hier erklärt er, was faul ist in den zerstrittenen Staaten von Amerika – und wie das Land wieder zu Frieden finden kann.

Als Theologiestudent demonstrierte Jesse Jackson an der Seite von Martin Luther King für Rassengleichheit und ein Ende der Segregation. Beeindruckt von dessen Tatkraft und organisatorischem Talent, vermittelte King dem jungen Aktivisten bald eine führende Rolle in der Kirche. Mit Ehrgeiz und Geltungsdrang stürmte Jackson ins erste Glied der Bürgerrechtsbewegung. Und als King 1968 in Memphis, Tennessee, von Kugeln niedergestreckt wurde, stand Jackson an der Seite des Sterbenden.

Zweimal versuchte Jackson vergeblich, für die Demokraten das Weisse Haus zu erobern. Heute ist er der bekannteste Bürgerrechtler Amerikas und ein Urgestein der Demokratischen Partei. In jüngster Zeit ist es ruhiger geworden um ihn. Doch jetzt, da Städte quer durch Amerika in Flammen stehen, suchen Reporter beim 78-jährigen Reverend nach Antworten auf den verstörenden Tod von George Floyd und die Gewaltwelle, die das Land erschüttert.

Wir erreichen Jackson am Telefon in Chicago. Seine Stimme stockt. Er leidet an Parkinson. Die Gedanken scheinen zu fliegen, doch bisweilen bekundet er grosse Mühe, Sätze zu Ende zu führen. «Haben Sie verstanden, Sir?», fragt er. Und setzt geduldig von neuem an.

**Von Europa her blicken wir nach Amerika und sehen Städte in Flammen. Reverend Jackson, wie erklären Sie die massive Reaktion auf die Tragödie von George Floyd?**

Apartheid. Das Leben von Schwarzen in Amerika wird marginalisiert. Schauen Sie all die Schwarzen, die ohne Konsequenzen ermordet wurden. Amadou Diallo – in

**«Amerika basiert in seinen Grundfesten auf weisser Vorherrschaft.»**

New York in den Rücken geschossen, der Mörder kommt frei. Eric Garner – von der Polizei erstickt, der Täter kommt ungeschoren davon. Ahmaud Arbery in Brunswick, Georgia – im Februar erschossen, ohne Folgen. Jetzt George Floyd. Die Liste der Tötungen von Schwarzen ist lang und bekannt. Die Menschen wehren sich dagegen. Die Tötung von George Floyd geschah am helllichten Tag, live, vor laufen-



«Die Liebe spielt eine zentrale Rolle»: Demokrat Jackson.

der Kamera. Deshalb das Entsetzen. Was oft im Verborgenen geschieht, geschah nun vor den Augen der Welt. Der Mann starb an Lynchmord durch die Polizei.

**Welches sind die tiefer liegenden Faktoren, die diese Wut, diesen Schmerz und diese Frustration ausgelöst haben?**

Schwarze sind am stärksten von Armut betroffen, sie haben die tiefsten Löhne, die geringste Bildung, die schlechteste Gesundheitsversorgung, werden am häufigsten verhaftet, am häufigsten hingerichtet, am häufigsten eingesperrt. Amerika basiert in seinen Grundfesten auf weisser Vorherrschaft.

**Sie waren ein enger Weggefährte von Martin Luther King und standen an seiner Seite, als er 1968 erschossen wurde. Für viele Europäer sieht es so aus, als habe Amerika seit Kings Ermordung keine Fortschritte gemacht. Was sagen Sie dazu?**

Nun, wir haben Fortschritte gemacht. Die Tatsache, dass wir von der Verweigerung des Wahlrechts bis zur Präsidentschaft von Barack Obama gekommen sind und er zweimal vom amerikanischen Volk gewählt wurde,

das ist ein Fortschritt. 55 Schwarze sitzen heute im Kongress, das ist ein Fortschritt. Die Bürgermeister von Birmingham und Montgomery in Südalabama sind beide Schwarze, wir machen Fortschritte. Und doch neigen wir unter Trump dazu, die Uhr zurückzudrehen, die Ängste der Weissen neu zu beleben, weisse Rassisten und weisse Nationalisten zu ermutigen. Dies sind Resultate einer ungesunden Führung. Amerika, so glaube ich, wird Corona und die Polizeiepidemie überleben. Wir werden im November mit grossem Engagement abstimmen, und das wird Veränderung bringen, davon bin ich fundamental überzeugt. **Der amerikanische Philosoph, Politaktivist und Autor Cornel West hat vor Tagen gesagt, Amerika sei ein «gescheitertes soziales Experiment». Stimmen Sie dem zu?**

Nein. Amerika entfaltet und entwickelt sich. Ich erinnere mich: Als Emmett Till getötet wurde [ein 14-jähriger Afroamerikaner aus Chicago, der beim Besuch seiner Grossmutter in Mississippi 1955 von Weissen gelyncht wurde, Red.], hat man das als Kleinigkeit angesehen. Jetzt, als George Floyd getötet wur-

de, marschieren junge Weisse und Schwarze zusammen. Sie marschieren in Amerika. Sie marschieren gemeinsam in aller Welt. Das Rassenbewusstsein hat sich ausgeprägt. Wir bleiben hoffnungsvoll, und wir bleiben entschlossen. Wir sind entschlossen, als zivilisierte Menschen zusammenzuleben.

**Die Kriminalitätsrate unter jungen, schwarzen Männern ist im Vergleich zu anderen demografischen Gruppen deutlich höher. Was antworten Sie Kritikern, die sagen, ein Teil der Spannungen zwischen der schwarzen Gemeinschaft und den Strafverfolgungsbehörden liege an der hohen Kriminalität unter Schwarzen?**

Die Sklaverei ist abgeschafft, aber wir leben immer noch in getrennten Welten. Gefängnisse, Haftwärter, Versicherungen, sie

---

**«In gewisser Weise sind wir in diese Mördergettos eingezwängt.»**

---

leben von uns. Die Gefängnisse wollen gefüllt sein, da steckt man Schwarze rein. Gewisse Leute schlagen Profit aus dieser Gefängnisindustrie. Ich sage Ihnen, so hart die Dinge auch sind, es wird besser werden – wenn der November kommt und wir mit Leidenschaft abstimmen gehen und den Kurs ändern. Bald ist November.

**Bürgerrechtler stehen in der Kritik. Man wirft Ihnen vor, Sie würden zu sehr auf Rassismus als Wurzel aller Probleme fokussieren. Was sagen Sie dazu?**

Nun, Rassismus ist der Grund, warum wir dort leben, wo wir leben. Wir haben weniger Zugang zur Bildung, weniger Zugang zur Gesundheitsversorgung, weniger Zugang zu Arbeitsplätzen und Löhnen. Wegen unserer Rassenzugehörigkeit werden wir eher getötet. Wegen unserer Rasse werden wir öfter ins Gefängnis gesteckt. Und wegen unserer Rasse werden uns gleiche Berufschancen verwehrt. In gewisser Weise sind wir in diese Mördergettos eingezwängt. Wir müssen uns dem widersetzen. Es geht primär um strukturelle Probleme. Wenn ein Weisser ein Projekt oder eine Idee hat, kann er Geld leihen. Ein Schwarzer kann nur Geld leihen, wenn er eine Bürgschaft hinterlegt. So hart es auch ist, es werden bessere Zeiten kommen.

**Präsident Barack Obama hat schwarzen Familienvätern ins Gewissen geredet. Er sagte, sie sollten ihren Frauen und Kindern nicht einfach den Rücken kehren. Wie schwerwiegend ist das Problem der vaterlosen Familien aus Ihrer Sicht?**

Es ist schwerwiegend. Aber nicht der einzige Grund für die Misere. Einer von drei

schwarzen Amerikanern landet im Lauf seines Lebens im Gefängnis oder gerät in Haft. Wir sind zur Zielscheibe geworden. Wir haben eine Talentkrise. Schwarze Männer haben ganz andere Lebenserwartungen als weisse Männer. Das zeigt sich sowohl bei der Corona-Pandemie als auch an Mordraten in den Städten. Auf dem Football-Feld, auf



**«Für den grossen Wandel»:**  
mit Martin Luther King.

dem Basketball-Court können wir uns entfalten, das gibt ein verzerrtes Bild unserer Gesellschaft, denn neben der Arena gibt es keine Chancengleichheit.

**Quer durch Amerika werden Geschäfte zerstört, auf den Strassen entfesselt sich schockierende Brutalität. Welche Botschaft richten Sie an die Menschen, die wütend, frustriert und möglicherweise sogar gewalttätig sind?**

Manches ist das Ergebnis von Frustration.

**Was sagen Sie über die Plünderungen?**

Begonnen hat es mit einem Mord. Das ist der Anfang der Gewaltwelle.

**George Floyds Bruder schrie gewalttätigen Demonstranten entgegen: «Eure Gewalt hilft gar nichts. Ihr macht meinen Bruder nicht wieder lebendig.»**

Er hat recht. Gewalt lenkt nur ab. Keine Form von Gewalt bringt uns weiter. Wir müssen die Kraft in unsere Stimme investieren. Ich sage den Menschen auf den Strassen: Registriert euch in den Wählerlisten! Geht an die Wahlurnen! Werft eure Stimmen ein! Lasst das Gericht arbeiten und den Mörder verurteilen! Ich wiederhole es noch einmal, so hart die Dinge auch sind: Die Sonne wird aufgehen. Nur darum geht es. Es wird ein Morgen kommen.

**Welche konkreten Massnahmen müssen Ihrer Meinung nach umgesetzt werden, um wirklich messbare Fortschritte zu erzielen?**

Zunächst einmal sollte der Präsident der Vereinigten Staaten eine heilende Botschaft

aussenden und nicht bloss Drohungen. Zweitens verweise ich auf den Bericht der Kerner-Kommission [Der Kerner-Bericht kam 1968 zum Schluss, dass die Unruhen durch Frustration der Schwarzen über den Mangel an gleichen Chancen, an wirtschaftlichen Möglichkeiten ausgelöst wurden, Red.]. Gibt es heute immer noch eine Kluft in der Bildung? Ja. Eine Wohlstandslücke? Ja. Ich sage: Schliessen wir diese Lücken! Überbrücken wir diese Kluft!

**Wenn Reverend Jesse Jackson heute auf den Capitol Hill gehen könnte, was würde er dem Kongress sagen?**

Ich würde ihnen sagen, dass die Polizei keine Immunität geniessen darf, keinen bedingungslosen Schutz, der einer Lizenz zum Töten gleichkommt. Ich würde ihnen dringend anraten, einen umfassenden Plan auszuarbeiten, um allen Amerikanern gleiche Chancen zu geben. Wir stehen vor grossen Herausforderungen. Wir haben das Potenzial, eine grosse Nation zu werden, aber wir müssen fair und transparent sein.

**Was können die Protestierenden und ganz Amerika von Martin Luther King und seinem Vermächtnis lernen?**

Als er noch lebte, mochte Amerika ihn nicht so sehr. Wir sollten nicht vergessen, dass er im Alter von nur 39 Jahren getötet wurde, weil er den Wandel repräsentierte. Nun, rückblickend betrachtet, schätzt Amerika ihn deswegen. Martin Luther King glaubte an die Ethik der Liebe, dass wir einander über die Grenzen von Rasse, Geschlecht und Religion hinweg lieben müssen. Die Liebe spielt eine zentrale Rolle. Liebe, Macht und Gerechtigkeit. Miteinander leben zu lernen. Sich für den Wandel einzusetzen, grossen Wandel. Nicht zu kapitulieren. Schlimmer als Sklaverei ist einzig die Kapitulation. Wir Schwarzen sind nicht die Gegenkultur. Wenn wir uns alle gemeinsam für den Wandel erheben, wird es ein anderes Amerika geben, die mächtigste Nation auf Erden.

**Martin Luther King war ein Pastor. Sie sind einer seiner wichtigsten Nachfolger. Was sollten die Glaubensführer jetzt tun, um das Land zusammenzubringen?**

Mit gutem Beispiel vorangehen. Der Glaube ist voller Hoffnung, und wir glauben, dass diese Zerrüttung der Dinge endet, wenn wir uns dem Glauben zuwenden. Hoffnung ist eine mächtige Waffe, denn in der Verzweiflung gibt es keine Zukunft. Es gibt keine Zukunft in der Gewalt, und deshalb sind Glaube, Hoffnung und Liebe die mächtigsten Waffen. Wir müssen diese Waffen weiterhin gezielt einsetzen, und so werden sie das Licht auf dem Hügel sein.

Das Interview auf Englisch  
auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)

## Personenkontrolle

**Lauener, Berset, Keller-Sutter, Schenker, Gössi, Marchesi, Armstrong, Rösti, Badran, Moret, Gutjahr, Imark, Schwaller, Huissoud, Koch, Wessels, Putin, Kusnezowa, de Blasio**

**Peter Lauener**, Gewohnheitstier, schätzt es gar nicht, wenn im Berner Medienzentrum mit der Sitzordnung experimentiert wird. Eigentlich gibt es in dieser Lokalität keine reservierten Stühle für den Begleittross der Bundesräte. Wenn sie ihre Pressekonferenzen abhalten, stehen den Informationschefs jedoch seitlich zum Rednerpodium ein paar Sitzgelegenheiten zur Verfügung. Aber das mit dem Gewohnheitsrecht ist halt so eine Sache. Lauener als Informationschef von Bundesrat **Alain Berset** (SP) setzte sich bisher bei dessen Medienkonferenzen zu Corona immer und konsequent auf den gleichen Stuhl. Am Mittwoch vor einer Woche dann passierte das Unfassbare. Die Begleiterin von Bundesrätin **Karin Keller-Sutter** (FDP), die inzwischen von der Informationschefin zur Sprecherin degradierte **Agnès Schenker**, kam und schnappte Lauener seinen Stammplatz weg. Betserts Spitzenbeamter war darüber so aus dem Tritt, dass er Platz in den Journalistenrängen nahm. Was sich dazu noch sagen lässt: Im Angesicht von Corona wird nichts mehr so sein, wie es einmal war. (hmo)

**Petra Gössi**, Staatsgründerin, liess die Schweiz per Newsletter der FDP wissen, dass unser Land «1291 durch Freisinnige» gegründet worden sei – wobei die freisinnige Partei erst 1894 im Bahnhofbuffet Olten entstanden ist. Der Tessiner SVP-Nationalrat **Piero Marchesi** bedankte sich deshalb artig bei Gössi und ergänzte auf Facebook sarkastisch, die Freisinnigen hätten auch den elektrischen Strom, den Kühlschrank, das Bier und «vielleicht sogar die *costine* [Spareribs] erfunden». Und nur wenige wüssten, so Marchesi abschliessend, dass **Neil Armstrong**, der erste Mensch auf dem Mond, der FDP angehört habe. (kep)

**Albert Rösti**, Orakel, macht sich Sorgen. Als der Nationalrat am Dienstagmittag die Differenzen zur neuen Überbrückungsrente bereinigte, warnte der SVP-Präsident: «Wir sind vor einer grundsätzlich neuen Situation. Wir haben 1,9 Millionen Leute in der Kurzarbeit. Diese Rente kommt zur völligen Unzeit.» Rösti warf dabei die Frage auf, was die Arbeitgeber wohl tun würden, wenn sie weiterhin knapp bei Kasse seien, wenn die Kurzarbeit irgendwann auslaufe? Und gab dann die Ant-



*Gründungsmythos:* FDP-Präsidentin Gössi.



*Gibt nicht auf:* Baudirektor Wessels.



*Anderer Platz:* Informationschef Lauener.



*Keinen Meter:* Nationalratspräsidentin Moret.

wort gleich selber: Sie würden dann genau die älteren Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer entlassen, weil es ja eine neue Überbrückungsrente gebe. Was die Arbeitgeber tun, falls es dieses neue Sozialwerk nicht geben sollte, verriet Rösti hingegen nicht. (hmo)

**Jacqueline Badran**, Vermieterschreck, wettet auf allen Kanälen gegen die habgierigen Hauseigentümer. Vor Gericht hätten die Mieter von Gastro- und Ladengeschäften gute Chancen, dass ihnen wegen der Corona-Krise 80 bis 100 Prozent der Miete erlassen würden, behauptet die SP-Nationalrätin. Ein Ausfall von 70 Prozent sei für die Vermieter «zu verschmerzen», sie hätten wegen der Mischnutzung der Gebäude «keinen grossen Mietausfall» zu beklagen, aufs ganze Jahre gerechnet, sei der Mietausfall «ein Witz». Weniger witzig findet es Badran, wenn Corona das eigene Portemonnaie betrifft. Sie lehnte es in der letzten Sondersession ab, aus Solidarität auf die Hälfte ihres Taggelds zu verzichten. Obwohl die Stadtzürcher Unternehmerin nicht gerade zu den Ärmsten der Armen gehört. (mö)



*Russischer Nachwuchs:* Präsident Putin.

**Isabelle Moret**, Kurzstreckenläuferin, war Mitglied des dreizehnköpfigen Nationalrat-Teams für den «OneMillionRun», einen Sponsorenlauf für den schweizerischen Nachwuchssport. Gemeinsames Ziel war es, mindestens eine Million Kilometer innert 48 Stunden zurückzulegen. Die freisinnige Nationalratspräsidentin loggte sich zwar ein, lief aber keinen Meter. Sie habe die Session vorbereiten müssen, entschuldigte sich Moret später. Nicht nur gute Absichten, sondern auch viele Kilometer steuerten die beiden SVP-Nationalräte **Diana Gutjahr** und **Christian Imark** bei: Sie lieferten mit 22,7 und 24 Kilometer die jeweils besten Resultate der Frauen beziehungsweise der Männer ab. (kep)

**Urs Schwaller**, Postgeneral, droht neues Ungemach. Der oberste Finanzkontrolleur der Bundesverwaltung, **Michel Huissoud**, klopft dem krisengeplagten Verwaltungsratspräsidenten der Post und früheren CVP-Ständerat erneut auf die Finger. Der Postautoskandal und der finanzielle Flop mit CarPostal Frankreich sind noch kaum verdaut, da leuchtet

Huissoud die Velosparte aus: Die Post habe als alleinige Eignerin der Bikesharing-Firma PubliBike zwischen 2012 und 2017 11 Millionen Franken verloren. Der Finanzkontrolleur wundert sich, dass der gelbe Riese PubliBike trotzdem weiterhin als Top-Chance in den Büchern führe. Naheliegender wäre angesichts der erwirtschafteten Verluste die Bezeichnung Top-Reinfall. (hmo)

**Daniel Koch**, Mister Corona, nimmt sich selber beim Wort. Vor Wochen antwortete er auf eine Journalistenfrage, die Aare sei «beadbar». Ein Spruch, der Kultstatus erreichte. Nun hüpfte der asketische Ex-Spitzenbeamte am ersten Tag seiner Pensionierung, dem Pfingstmontag, selber in die 17 Grad kalte Aare – und zwar in Anzug und mit Krawatte. (hmo)

**Hans-Peter Wessels**, Kleinkrieger, lässt in seinem Kampf gegen einen Journalisten der *Basler Zeitung* (BaZ) nicht locker. Der baselstädtische Bau- und Verkehrsdirektor (SP) will den BaZ-Reporter wegen Verstosses gegen die Rassendiskriminierungs-Strafnorm verurteilt sehen. Stein des Anstosses ist ein Artikel vom Sommer 2018 über Abfall- und Lärmprobleme in Kleinbasel, in dem der Journalist unter anderem den Begriff «Drogendealer aus Afrika» verwendete und über Vorwürfe von Anwohnern gegenüber eritreischen Mitarbeitern der Stadtreinigung berichtete, die einen Teil des Abfalls widerrechtlich entsorgen würden. Bei der Staatsanwaltschaft ging eine Strafanzeige wegen Rassismus ein, die Behörde stellte das Verfahren in der Folge aber ein, da sie am Artikel nichts strafrechtlich Relevantes erkennen konnte. Dagegen erhob Wessels Beschwerde, zuerst bei der Staatsanwaltschaft, später beim baselstädtischen Appellationsgericht, doch beide Instanzen liessen den Regierungsrat nicht als Kläger zu. Nun will Wessels, so berichtet die BaZ, den Fall an das Bundesgericht weiterziehen. (fon)

**Wladimir Putin**, Vater, freut sich über jeden russischen Nachwuchs – wenn auch mit zweifelhaften Komplimenten in einer Me-Too-Welt. «Wie schaffen Sie es nur, diese Figur zu behalten», gratulierte der Kremelchef persönlich **Anna Kusnezowa** zur Geburt ihres siebten Kindes. Sie füllt ihren Job beispielhaft aus: Kusnezowa ist Russlands Ombudsfrau für Kinder. (ky)

**Bill de Blasio**, ebenfalls Vater, hat Sorgen mit dem Nachwuchs. Chiara, die Tochter des New Yorker Bürgermeisters, wurde bei gewalttätigen Demonstrationen in Manhattan festgenommen. Doch der Papa stand zu der 25-Jährigen: «Sie will der Welt nur Gutes tun», sagte der Demokrat. «Ich bin stolz, dass sie loszog, um etwas dafür zu tun.» (ky)

## Nachruf



*Magie des Moments*: Künstler Christo.

**Christo Wladimirow Jawaschew** (1935–2020) — Es war vor zwei Jahren in der «Kronenhalle». Eine Zürcher Galerie offerierte ein Essen für Christo, dessen Ausstellung soeben eröffnet worden war. Ein paar Gäste, darunter der Gefeierte, gönnten sich eine Rauchpause im Treppenhaus. Einer der Anwesenden schilderte Christo umständlich eine Autoreise durch Amerika. Um dessen volle Aufmerksamkeit zu erlangen, verstieg er sich immer mehr in Details. Der weltberühmte Künstler hörte wortlos zu.

Bezeichnend wohl, während seiner ganzen Karriere zog Christo, ohne selbst grosse Töne zu produzieren, das ganze Interesse auf sich. Seine Installationen, vom eingepackten Pont-Neuf über «The Gates» im Central Park bis zu den «Floating Piers» auf einem ober-

italienischen Bergsee, waren bereits zu seinen Lebzeiten Teil des kollektiven Welterbes. Was paradox erscheint, da sie – längst abgebaut – nur noch in der Erinnerung existieren. «Meine Kunst», konstatierte der Meister nüchtern, «ist flüchtig und sinnbefreit.»

Doch keiner hat die Vergänglichkeit eleganter zelebriert, die Magie des Moments leichter eingefangen als der gebürtige Bulgare. Christo war der Traumrealisator der Gigantomanie, der seine Visionen mit dem Verkauf eigener Bilder finanzierte und auf jegliche Subventionen und Sponsorgelder verzichtete. Dem herkömmlichen Kulturbetrieb war dies suspekt. 1958 flüchtete Christo Jawaschew vor den Kommunisten nach Paris. Beim Porträtieren eines Generals lernte er dessen Tochter Jeanne-Claude kennen, seine grosse Liebe. Der endgültige Durchbruch gelang dem symbiotischen Paar 1995 mit der Verhüllung des Berliner Reichstags. Es bescherte den Deutschen – gegen den ausdrücklichen Willen von Kanzler Helmut Kohl – ein vorgezogenes Sommermärchen.

Seine erste Grossinstallation war 1968 in Bern, als er die dortige Kunsthalle einpackte. Das anfängliche Stänkern des Establishments und dessen spätere Begeisterung waren damals schon Konzept. Die Verhüllung der Bäume vor dem Beyeler-Museum endete 1998 mit Misstönen, da Christo die Aktion frühzeitig beendete. Das letzte geplante Projekt wäre die Verpackung des Arc de Triomphe gewesen. Trotz seines Todes soll das Happening 2021 stattfinden. Seine Kunst hat ihn längst überlebt. *Matthias Ackeret*

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Corona und die Folgen: Ist bald alles subventioniert?

Noch bis Sonntag, 7. Juni, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 8. Juni,  
täglich um 17.25 Uhr auf

**TELE Z**

und unter:

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)



Dann gibt es nur noch die Sozialhilfe.

## Essay der Woche

# Die zweite Welle heisst Arbeitslosigkeit

Von Daniel Lampart — Die Schweiz erlebt eine Arbeitslosenwelle immensen Ausmasses. Kurzarbeit und die Corona-Hilfe des Bundes helfen Stellen bewahren. Eine Rückzahlung würde die bisherigen Erfolge verspielen. Genau jetzt ist es Zeit, diese Mittel für Lohngarantien und sichere Arbeitsplätze einzusetzen.

Die Corona-Krise trifft die Berufstätigen in der Schweiz hart. Von März bis Mai 2020 stieg die Arbeitslosigkeit um rund 60 000 Personen (saisonbereinigt). Einen solchen Anstieg hat noch niemand von uns erlebt. Nicht einmal in der Finanzkrise, die als die «Grosse Rezession» in die Geschichte einging. Zwar stieg die Arbeitslosigkeit auch damals um etwas mehr als 60 000 Personen. Das aber in mehr als einem Jahr. Nämlich von Mitte 2008 bis Ende 2009.

Dank den vom Bundesrat beschlossenen «Lohngarantien» konnte in der Schweiz eine noch grössere Katastrophe mit Arbeitslosenzahlen wie in den USA verhindert werden. Weil

die USA keine Kurzarbeit und nur einen lückenhaften sozialen Schutz der Angestellten kennen, hat die Corona-Krise die amerikanische Wirtschaft richtiggehend zerrissen. In der Schweiz hingegen haben die Firmen für rund einen Drittel der Arbeitnehmenden Kurzarbeit angemeldet. Und damit viele Stellen erhalten und die Ausgangslage für einen schnelleren Weg aus der Krise geschaffen.

### Beunruhigende Zahlen bei Ü55

Besonders stark steigt die Arbeitslosigkeit bei den jungen Altersgruppen. Weil diese öfter Stellen wechseln oder nach einer Ausbildung

auf Jobsuche sind, bekamen die Jüngeren den Einstellungsstopp der Firmen in den Corona-Monaten von Beginn weg zu spüren. Etwas im Schatten der jüngeren leiden aber auch die älteren Berufstätigen unter der Krise. Die Zahl der neuen Arbeitslosen im Alter von 55 bis 64 Jahren hat in den Monaten März und April um fast 50 Prozent zugenommen. Obwohl die sogenannten Ü55 naturgemäss viel weniger oft auf Stellensuche sind als ihre jüngeren Kolleginnen und Kollegen, die am Anfang ihrer Berufslaufbahn stehen. In diesem Alter wechseln nur noch rund 3 Prozent jährlich die Stelle. Der Verdacht liegt auf der Hand: Gerade bei den älteren

Arbeitnehmenden muss es viele Entlassungen gegeben haben.

Dieser Verdacht wird durch den Gewerkschaftsalltag erhärtet. In den letzten Wochen haben sich zahlreiche Betroffene in den Gewerkschaftssekretariaten gemeldet. Darunter viele, die bereits einen längeren Leidensweg hinter sich haben. Sie haben vor der Corona-Krise nach zunehmend verzweifelter Suche endlich wieder eine Stelle gefunden. Doch kaum brach die Krise aus, wurden sie entlassen. Die Firmen weigerten sich teilweise sogar, für die Ü55 Kurzarbeit anzumelden. Das war für viele ein Schock. Mit der steigenden Arbeitslosigkeit haben sie kaum noch Chancen, irgendwo unterzukommen. Besonders schlimm wird es dann, wenn ihnen die Beitragstage in der Arbeitslosenversicherung fehlen, um wieder Arbeitslosen-Taggelder beziehen zu können. Dann gibt es nur noch die Sozialhilfe. Wobei zuerst das Vermögen sowie ein Teil des Alterskapitals aufgebraucht werden müssen. Es droht die Armut – auch im Alter.

Im Unterschied zur Finanzkrise trifft die Corona-Krise die Geringverdienerinnen und -verdiener viel stärker. Denn der Bundesrat hat vor allem Branchen mit tiefen Löhnen geschlossen. Die Restaurants, die Coiffeursalons, die Fitnesscenter, grosse Teile des Detailhandels, aber auch die Kulturbranche zahlen oft Löhne von nur rund 4000 Franken. Teilweise sogar weniger. Wer keine Festanstellung hatte, verlor oft den Job. Aber auch bei Festangestellten gab es Entlassungen. Obwohl die Firmen Anspruch auf Kurzarbeit hatten. Und auch die Kurzarbeit ist nur eine Teillösung, denn sie garantiert nur 80 Prozent des Lohnes. Doch wenn der Lohn bereits bei 100 Prozent kaum zum Leben reicht, wird es bei 80 Prozent prekär. Zwar haben einzelne Firmen die Differenz zu den 100 Prozent übernommen – so Coop, die Swiss oder gewisse Industriefirmen wie Feldschlösschen. Doch der grosse Teil der Arbeitgeber stockt den Lohn nicht auf.

### Es geht aufwärts – aber noch nicht genug

Die Wiederaufnahme der Arbeit in verschiedenen Branchen hat die wirtschaftlichen Probleme in der Schweiz mittlerweile entschärft. Es gibt wieder etwas mehr offene Stellen. Doch der Personalbedarf der Firmen ist nach wie vor weit von jenem vor der Krise entfernt. Die Wirtschaftskrise ist damit bei weitem noch nicht überwunden. Die Weltwirtschaft und der internationale Tourismus bleiben schwer angeschlagen, was in einem Exportland wie der Schweiz besonders schmerzhaft Spuren hinterlässt. Und die Bevölkerung hat das Verhalten geändert. Das öffentliche Leben kommt zwar nach und nach in Gang. Aber die Restaurants und die Züge sind beispielsweise noch nicht so stark besetzt wie vor der Krise. Am Beispiel Schweden sehen wir, dass die Arbeitslosigkeit stark ansteigt, obwohl die Behörden kaum Tätigkeiten

verboten haben. Die Firmen und die Privathaushalte treten bei den Investitionen und den Konsumausgaben auf die Bremse.

### «Lohngarantien» sichern Arbeitsplätze

Das Corona-Wirtschaftspaket von mittlerweile 70 Milliarden Franken zeigt Wirkung. Vor allem die von den Gewerkschaften und den Arbeitgebern mitentwickelten «Lohngarantien» mit der unbürokratischen Kurzarbeit und dem Corona-Elternurlaub haben unzählige Arbeitsplätze und Löhne gesichert. Diese Erfolge dürfen nicht verspielt werden.

Fatal wären Beitragserhöhungen bei der Arbeitslosenversicherung oder staatliche Sparmassnahmen. Solche Fehler wurden in der langen Rezession der 1990er Jahre gemacht. Die

### Die Gelder der Nationalbank sollen in die AHV fliessen und nicht in die Reserven des Bundes.

Schweiz hat teuer dafür bezahlt. Das darf sich nicht wiederholen. Der Bundesrat hat daraus gelernt. Er schlägt vor, dass die Arbeitslosenversicherung nochmals 14 Milliarden Franken an zusätzlichen Bundesmitteln erhält. Wenn das Parlament diesem Vorschlag nicht zustimmt, müssen auf Anfang 2021 mitten in einer schwierigen Wirtschaftslage die Beiträge erhöht werden.

Geld ist genug vorhanden. Bund, Kantone und Gemeinden haben alleine seit dem Jahr 2000 fast 50 Milliarden Franken zusätzlich eingenommen. Dazu kommen weitere Reserven in der Grössenordnung von nochmals 50 Milliarden. Es gibt keinen besseren Zeitpunkt als jetzt, diese Gelder der Bevölkerung wieder zurückzugeben. Über Lohngarantien und sichere Arbeitsplätze. Unnötige staatliche Sparmassnahmen würden die Wirtschaft hingegen weiter schwächen und zusätzliche Arbeitslosigkeit verursachen. Darum muss der Bund darauf verzichten, die 60 Milliarden für das Corona-Wirtschaftspaket wieder zurückzuholen. Die Gelder der Nationalbank sollen in die AHV fliessen und nicht in die Reserven des Bundes. Denn der braucht sie nicht.

### Kaufkraft ist der Schlüssel

In den letzten Wochen hat sich gezeigt, dass die Arbeitsbedingungen und die Corona-Ansteckungen zusammenhängen. Sei es in Singapur oder in Deutschland, wo sich Arbeiter in engen, schlechten Unterkünften angesteckt haben. Oder in Österreich, wo kranke Temporärangestellte arbeiten gingen, damit sie ihren prekären Job nicht verlieren. Wir müssen deshalb den Arbeitnehmenden mehr Sicherheit geben und verhindern, dass die Firmen aus Angst vor einer zweiten Corona-Welle mehr Temporäre anstellen oder auf Subunternehmer ausweichen. Die öffentliche Hand hat hier eine Vorreiterfunk-

tion. Sie soll Arbeiten an Firmen mit sicheren und korrekten Arbeitsbedingungen vergeben und damit eine wichtige Grundlage für unseren Wohlstand erhalten.

Für die Binnenkonjunktur ist die Kaufkraft der Bevölkerung die Schlüsselfrage. Geringverdienerinnen und Geringverdiener brauchen 100 Prozent Lohnersatz bei Kurzarbeit. Die Kaufkraft kann auch über eine Senkung der Krankenkassenprämien gestärkt werden.

Der Bundesrat hat in der Pandemie das Ziel verfolgt, die Ansteckungsketten durch eine Verinselung der Bevölkerung zu kappen. Die Erfahrung der letzten Monate zeigt, dass dieses Vorgehen in einer offenen, fortschrittlichen Gesellschaft wie der Schweiz rasch an die Grenzen kommt. Home-Office, Kinderbetreuung zu Hause und geschlossene Grenzen sind keine Zukunftsstrategien. Viele haben es zwar geschätzt, im Home-Office nicht den mühsamen Arbeitsweg auf sich nehmen zu müssen. Doch wer neu an einer Stelle beginnt oder wer sich weiterentwickeln will, braucht eine Einarbeitung und einen engen Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen. Und die zahlreichen traurigen Entlassungen in der Krise mit den geschlossenen Grenzen zeigen, dass nicht die Ausländer schuld sind, sondern die schwarzen Schafe unter den Schweizer Arbeitgebern.

Daniel Lampart ist Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



[www.vermoegenszentrum.ch](https://www.vermoegenszentrum.ch)

## Plötzlich wie neugeboren

Von Christoph Mörgeli

Wo ist eigentlich Parmelin?», ätzte der *Tages-Anzeiger* in der Corona-Krise. Auch die *Wochenzeitung* bekriftelte Parmelin als «Abwesenden». Die *Berner Zeitung* höhnte, Guy Parmelin sei «der ungelenkste unserer im Schnitt eher ungelenken Bundesräte». Der *Blick* spottete über «Parmelins Bruchpiloten» und über den «schwachen Wirtschaftsminister». Die *Sonntagszeitung* zündete Parmelin als «Spätzünder im Bundesrat» an. Und in der *Weltwoche* rüffelte ein Grosswildjäger: «Die Politiker müssten Parmelin durchs Unterholz jagen.»

Und dann das: Am Wochenende nannte die *Basler Zeitung* Guy Parmelin plötzlich den «wichtigsten Politiker der Schweiz». Der *Tages-Anzeiger* gewährte ihm ein Interview mit unterwürfigen Fragen dieser Art: «Wie sieht der Parmelin-Plan aus, um das Land aus der Krise zu führen?» Die *NZZ* widmete dem Waadtländer ein glanzvolles Porträt: «Wirtschaftsminister Guy Parmelin ist in der Krise gewachsen». Er habe «nach Startschwierigkeiten an Statur gewonnen». Alle fänden Parmelin «herzlich und integer», «wohltuend uneitel». Er habe zu allen Bundesräten einen guten Draht, kurz: Einen solchen Chef könne man sich nur wünschen.

Was ist eigentlich inzwischen geschehen? Folgendes ist geschehen: Die *NZZ am Sonntag* hat den SVP-Bundesrat interviewt und ihn auch zur SVP-Begrenzungsinitiative befragt. Der Bundesrat – so Guy Parmelin – beurteile diese ebenso als «falschen Weg» wie er persönlich als Wirtschaftsminister: «Wir sind gegen die Initiative, weil wir darin eine Gefahr für unseren Standort sehen. Wir sehen jetzt gerade wieder, wie wichtig es ist, dringende Fragen international zu koordinieren.» Die *NZZ* versuchte gar nicht, ihre Genugtuung über Parmelins Blutgrätsche gegen seine SVP zu verschleiern: «Immerhin spricht er sich inzwischen klar gegen die Kündigungsinitiative seiner Partei aus.»

SVP-Präsident Albert Rösti hat laut *Blick* Parmelin «seine Enttäuschung ausgedrückt». Verständlich, wird doch jeder Kandidat für ein stellvertretendes Richteramt auf Herz und Nieren über seine Ansichten zu Kernanliegen der Partei befragt. Hätte sich Guy Parmelin 2015 für die Personenfreizügigkeit ausgesprochen, hätte er es nicht aufs bundesrätliche Dreierticket geschafft. So geschah es den Schaffhausern Hannes Germann und Thomas Hurter. Ihre Ehrlichkeit war eine Zier. Doch weiter kommt man ohne ihr.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Das grosse Durcheinander

Von Peter Bodenmann — Statt Euro-Bonds jetzt Subventionen. Angela Merkel realisiert die Transfer-Union. Gut so.



Parmelin schiesst den kleinen GmbH-Beizerinnen und Beizern ins Knie. Beste Basisarbeit für alle andern.

Ernst Jandl schrieb einst: «manche meinen/lechts und rinks/kann man nicht verwechseln/werch ein illtum». Allerdings.

Die schwedischen Sozialdemokraten setzten in der Corona-Krise auf Gebote statt Verbote. Hat leider nicht funktioniert. Anders die dänische Sozialdemokratie. Dänemark will die Grenzen gegenüber Schweden vorerst nicht öffnen.

Der linke Bodo Ramelow hat in Thüringen erfolgreich alle ausgetrickst. Und die deutsche FDP ins Unglück gestürzt. Die Partei von Christian Lindner kommt bei den Umfragen nicht einmal mehr auf 5 Prozent. Jetzt greift der linke Ramelow den rechten Markus Söder an und fordert mehr Selbstverantwortung statt mehr Staat.

Angela Merkel machte – wie bereits bei der Atomenergie – eine Spitzkehr im Gegenhang. Neu gibt es statt Euro-Bonds direkte Subventionen. 183 Milliarden allein für den Wiederaufbau von Italien. Die deutsche Industrie atmet auf. Matteo Salvini atmet schwer. Wird Merkel Sebastian Kurz weichklopfen? Hoffen wir es. Denn in dieser Krise ist Grosspapa Keynes gefragt.

Die grossen Vorbilder der fremdenfeindlichen Rechten in der Schweiz vermögen nicht zu überzeugen: Boris Johnson zögerte zu lange. Sein Berater rast nachts illegal 400 Kilometer durch halb Grossbritannien. Donald Trump ist inzwischen verhaltensauffällig und verhaltensgestört zugleich. Jair Bolsonaro überzeugt selbst viele seiner Anhänger nicht mehr. Immer

mehr Tote und Gräber säumen die Wege der rechten Populisten. Niemand mag sich mehr auf sie als Vorbilder berufen.

In der Schweiz ist rechtlich alles klar: National- und Ständerat hätten nach dem von der SVP erzwungenen Sessionsabbruch jede Woche in den Berner Expo-Hallen tagen müssen. Mit eigenen Notverordnungen hätte das Parlament den mit Notrecht regierenden Bundesrat jederzeit korrigieren können.

Keine Partei und keine Fraktion hat dies gefordert. Stattdessen versteckten sich unsere rechten und linken Dienstverweigerer in ihren Stuben. Die eigentlich Zuständigen haben das Schiff aus Angst um die eigene Gesundheit verlassen. Verhaltensunauffällig und verhaltensgelähmt zugleich. Um jetzt über den Bundesrat zu lärmen. Und sich selber einen Persilschein auszustellen.

Zum Dessert: Viele kleine Selbständigerwerbende haben eine AG oder eine GmbH gegründet. Und sich aufgrund der Ratschläge ihrer Treuhänder selber angestellt. Und deshalb während Jahren, ja Jahrzehnten brav in die Arbeitslosenkasse einbezahlt. Ab dem 31. Mai 2020 bekommen sie wegen Guy Parmelin von der Arbeitslosenkasse keinen roten Rappen mehr. Gastrosuisse ist stocksauer. Wie lange noch kann die SVP ihrer Basis in die Beine schiessen?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Lockdown für Skandale

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn plötzlich die Wirklichkeit die Schlagzeilen diktiert, sind die Journalisten sprachlos.

Heute beginnen wir mit einem Chanson von Marlene Dietrich. Der Songtext ist leicht abgeändert. Er geht so:

*Sag mir, wo die Skandale sind,  
Wo sind sie geblieben?  
Sag mir, wo die Skandale sind,  
Was ist geschehen?*

Ja, was ist geschehen? Es ist etwas Eigentümliches wie Einzigartiges passiert. In den Medien sind die Skandale verschwunden. Auf einmal produzieren unsere Journalisten keine Skandale mehr. Die Schweizer Journalisten befinden sich sozusagen im Skandal-Lockdown. Sie haben die Tätigkeit der Skandalisierung eingestellt, die vorher das unverzichtbare Rückgrat ihrer Arbeit war.

Um das auszuführen, müssen wir nur wenige Monate zurück. Damals tobte etwa der «CS-Skandal». Es explodierte, «ein Rufschaden für den gesamten Schweizer Bankenplatz» (NZZ). De facto ging es nur darum, dass sich zwei Spitzenleute der Credit Suisse auf die Nerven gingen.

Vor wenigen Monaten tobte auch der «Crypto-Skandal». Die Schweiz «wurde in ihren Grundfesten erschüttert» (St. Galler Tagblatt). De facto ging es nur darum, dass eine ausländische Firma aus Zug in den siebziger Jahren manipulierte Funkgeräte verkauft hatte.

Zugleich in den Schlagzeilen waren der «Schulskandal» (Blick), der «Medikamentenskandal» (Tages-Anzeiger), der «Kita-Skandal» (Luzerner Zeitung), der «Bienengift-Skandal» (Sonntagszeitung), der «Tierversuch-Skandal» (Schweizer Fernsehen) und ungefähr zwei Dutzend weitere Skandale, welche die Medien mit höchster Aufregung präsentierten.

Und jetzt? Die völlige Skandal-Flaute. Es gibt keine Skandale mehr, nicht in den Blättern, nicht im TV. Natürlich ist es ein Corona-Effekt. Die De-Skandalisierung in den Medien ist darum ein prächtiges Beispiel für die Funktionsweise des modernen Journalismus.

Bis vor wenigen Monaten war unsere Realität die gepflegte Langeweile. Es dominierte das behagliche Einerlei eines Landes, in dem die Wirtschaft floriert, die Politik administriert und die Gesellschaft ihre Luxusprobleme debattiert. Eine solche Komfortzone generiert keine fetzigen Schlagzeilen.

Journalisten sind darum unter ständigem Druck, dennoch ein paar heisse Headlines zu finden. Sie müssen, und man kann sie gut verstehen, darum aus jedem Pupser ein Welten-



Der Skandal kehrt zurück:  
Uniklinik-Direktor Maisano.

beben konstruieren. So wird aus dem Personal-konflikt der Zerfall des Bankensystems und aus dem Spionageverdacht der Untergang der Nation. So ist nun mal der Alltag der Medien: die Sensationslosigkeit der trivialen Realität zur grossen Sensation hochzustemmen.

Und dann, auf einmal, wurde aus der trivialen Realität tatsächlich die grosse Sensation. Corona kam. Plötzlich lieferte die Faktenlage ungeheure Headlines, knalliger, als jede Fantasie der Redaktion sie ausdenken konnte. Plötzlich diktierte die real existierende Welt die Titelzeilen und nicht mehr die journalistische Vorstellung von dieser Welt.

Nun brauchte es von einem Tag auf den anderen keine überdrehten Storys mehr. Es verschwanden umgehend all die aufgebauchten Bankenskandale, Spionageskandale, Schulskandale und Medikamentenskandale. Das Virus hatte sie gekillt.

Nun ist das Virus auf dem Abmarsch. Die Folge ist naheliegend. Letzte Woche bemerkte ich mit Erleichterung, dass das altvertraute S-Wort erstmals seit langem wieder aus der Versenkung auferstand.

Zu einer der üblichen Intrigen unter Ärzten, wie sie dauernd vorkommen, titelten die Blätter von Tages-Anzeiger bis Basler Zeitung atemlos wie in alten Zeiten: «Skandal am Unispital».

Das Virus geht, der Skandal kehrt zurück.

# Giffey's Milliarden

Von Henryk M. Broder — Ministerin für Geschlechtergerechtigkeit.

Die Corona-Pandemie scheint eingedämmt zu sein, aber das Virus wütet weiter. Anders ist eine Bemerkung nicht zu erklären, die Franziska Giffey, Bundesministerin für Familie, Frauen, Senioren und Jugend, in einem Gespräch mit der Bild am Sonntag gemacht hat. Angesichts der Tatsache, dass Frauen in den Chefetagen der grossen Unternehmen total unterrepräsentiert sind und dass es derzeit zwar eine «Frauenquote für Aufsichtsräte, aber nicht für Vorstandsposten» gibt, «müssen wir», also die Regierung, «dafür sorgen, dass die Milliardenhilfen auch Frauen zugutekommen».



Mit «Milliardenhilfen» meinte die Ministerin staatliche Bürgschaften, Kredite und Zuschüsse an Unternehmen, die im Zuge der «Corona-Krise» schwer beschädigt worden sind, zum Beispiel die Lufthansa. Diese «Hilfen» müssten «an Massnahmen zur Geschlechtergerechtigkeit geknüpft werden», um «die Lohnlücke zwischen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen zu reduzieren» oder «Frauen in Führungspositionen zu bringen». Weigert sich ein Unternehmen, solche Auflagen zu erfüllen, «dann müssen wir eben sagen: So geht das nicht, dafür gibt es keine Staatshilfe». Bild am Sonntag fasste die Forderung der Ministerin für Geschlechtergerechtigkeit in einem Satz zusammen: «Keine Corona-Hilfe für Macho-Firmen!»

Nun gibt es im Berufsleben Bereiche, in denen Frauen benachteiligt werden. Aber auch Fälle schamloser Privilegierung. Es ist noch nicht lange her, da wurde eine Managerin, die ein Jahr im Vorstand von VW gewirkt hatte, mit 12 Millionen Euro Abfindung nach Hause geschickt. Ihrer Meinung nach handelte es sich um einen «ganz normalen Vorgang». Die mangelnde «Geschlechtergerechtigkeit» zu Lasten der Frauen mag ein Problem sein, aber nur, wenn man andere Ungerechtigkeiten übersieht. Zum Beispiel, dass jedes Jahr Zehntausende von Zeitarbeitern aus Osteuropa eingeführt werden müssen, um bei der Ernte von Erdbeeren und Spargeln und beim Zerlegen von Schweinen auszuhelfen – für wenig Lohn und unter Bedingungen, die man keinem autochthonen Arbeiter zumuten würde.

Wenn das Schule macht, was Giffey im Sinn hat, wird es nicht lange dauern, bis einem Bankkunden, der einen Kredit haben möchte, die Frage gestellt wird: «Sagen Sie mal, wie viele Stunden täglich verbringen Sie mit Hausarbeit?»



Thiel

## Krimiabend

Von *Andreas Thiel*

**Frau Berset:** Weshalb steht das Bild still?

**Herr Berset:** Ich habe die Pausetaste gedrückt.

**Frau Berset:** Warum tust du das? Der Krimi ist gerade so spannend!

**Herr Berset:** Ich wollte dich etwas fragen.

**Frau Berset:** Kann das nicht warten bis nach dem Film?

**Herr Berset:** Nein. Es geht um den Film.

**Frau Berset:** Gefällt er dir nicht?

**Herr Berset:** Doch, aber ich verstehe die Handlung nicht. Wer ist denn jetzt der Mörder?

**Frau Berset:** Das weiss man nicht. Drück auf «Play», wir schauen weiter, dann werden wir es ja sehen. Siehst du? Da, der Gärtner könnte es sein, vielleicht aber auch der Butler. Weshalb drückst du schon wieder die Pausetaste?

**Herr Berset:** Wenn der Gärtner und der Butler die Mörder sein könnten, weshalb werden die denn nicht festgenommen?

**Frau Berset:** Weil es auch jeder andere sein könnte. Und man kann ja nicht das ganze Dorf einsperren, bloss weil man nicht weiss, wer der Mörder ist.

**Herr Berset:** Man könnte doch alle so lange einsperren, bis man weiss, wer der Mörder ist.

**Frau Berset:** Das geht nicht, denn dann gäbe es ja keine Handlung mehr.

**Herr Berset:** Wenn man alle einsperren würde, könnte man zumindest sicher sein, dass auch der Mörder eingesperrt ist und niemanden mehr tötet.

**Frau Berset:** Wenn der Mörder nicht mehr tötet, findet man vielleicht nie heraus, wer der Mörder ist.

**Herr Berset:** Das ist doch egal. Die Hauptsache ist, dass der Mörder auf jeden Fall eingesperrt ist.

**Frau Berset:** Aber alle anderen sind es dann auch.

**Herr Berset:** Dafür sind sie sicher.

**Frau Berset:** Was piepst denn da?

**Herr Berset:** Simonetta beruft eine Sonder-sitzung ein. Ich muss gehen.

**Frau Berset:** Wozu packst du die Fernbedie-nung ein?

**Herr Berset:** Vielleicht funktioniert die beim Volk auch.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Leserbriefe

«Auch ich geniesse die momentane Jahrhundert-Beschaulichkeit friedlicher Ruhe und Stille.» *Jean Hoby*

### Fern von Aerodrom-Treiben

Nr. 22 – «O wie schön war der Lockdown»  
von *Michael Bahnerth*

Ein angenehm verfasster, ausgesprochen kreativ geschriebener Artikel zum Lockdown. Mit meinen eigenen Gefühlen sehe ich mich in den Gedanken des Autors abgebildet. In Wallisellen wohnhaft, geniesse auch ich bis zum Ende des Lockdowns die momentane Jahrhundert-Beschaulichkeit friedlicher Ruhe und Stille, fern von Fluggetöse und Aerodrom-Treiben rundum.

*Jean Hoby, Wallisellen*

### Antwort des Dichters auf Corona

Nr. 21 – «Hinter der Tür öffnet sich ein Labyrinth»; *Urs Gehrig* über *Ruth Dürrenmatt*

Der Artikel ist umwerfend. Das Porträt der Tochter *Friedrich Dürrenmatts* personifiziert eine Figur aus dem Werk des Dramatikers. Drei Anhaltspunkte sind hervorzuheben. Erstens: das Kind *Ruth* an der Hand des Vaters, der ihm Geschichten erzählt. Zweitens: die Jugendliche, die dem Geschäftspartner des Vaters eine Arie vorsingt. Der Letztere hasst Opern. Drittens: die Reaktion *Ruth Dürrenmatts* heute auf die Ankündigung der ausserordentlichen Massnahmen durch *Simonetta Sommaruga*. Die im Artikel geschilderten Begebenheiten lassen ein Theaterstück von *Friedrich Dürrenmatt* entstehen, das sich ins Groteske steigert und somit eine Antwort des Dichters auf *Corona* sein könnte.

*Ursula Schulthess, per E-Mail*

### «Le peintre du Léman»

Nr. 21 – «Ikone der Woche»; *Michael Bahnerth* über den Maler *François Bacion*

*François Bacion* gehört zusammen mit *Major Davel*, *Charles Ferdinand Ramuz* und *General Guisan* zu den vier berühmten Persönlichkeiten aus der *Waadt*. *François Bacion* wuchs in *Ouchy* auf, liess sich in *Paris* zum Maler ausbilden, musste aufgrund einer *Typhuserkrankung* frühzeitig nach *Lausanne* zurück. Später trat er an der *Industrieschule* in *Lausanne* eine Stelle als *Zeichenlehrer* an. Längere Aufenthalte absolvierte er in *Venedig* und *San Remo*. Er schuf ein umfangreiches malerisches Werk mit Schwerpunkt *Lac Léman* und *Savoyen*, das er auch in *Paris* und *Wien* ausstellte. Er gilt als der «peintre du Léman». Die *Fondation de l'Hermitage* und das *Musée Jenisch* in *Vevey* präsentierten umfangreiche Retrospektiven



«Ausgesprochen kreativ.»

mit vorzüglichen Katalogen, und in Wikipedia findet sich ein Teil seiner Arbeiten.

*Pierre-François Bacion, Stein am Rhein*

### Vom Bundesrat veräppelt

Nr. 20 – «Berüchtigte Berner Shutdown-Gang»; *Kurt W. Zimmermann* über die Schweizer Politik

Erst der *Klima-Irrwahn*, als ob der Mensch die *Witterung* beeinflussen könnte. Dann das *Corona-Virus* mit der *Exekutive* im *Krisenmodus*, in der *Phobie*, im *Leerlauf*: ein Verhältnisblödsinn sondergleichen zwischen dem Problem und den getroffenen Massnahmen, die nur mit dem *Goodwill* der Bevölkerung und per *Dekret* durchgezogen werden konnten. Der Grossteil des Volks wird sich aber hüten, sich noch einmal vom Bundesrat derart veräppeln zu lassen.

*Christian Walther, Dornach*

### Wir sollten uns danach strecken

Nr. 19 – «Brief an ein Monument»; *Thomas Wördehoff* über *Ludwig van Beethoven*

Auch die ganz grossen Geister und Genies dieser Welt kämpften mit den Trivialitäten des Lebens, doch was kümmert uns das? Die teils hochkomplexe Musik *Beethovens* verlangt ihrem Hörer etwas ab, und mit ihrer Substanz kann man sich ein Leben lang auseinandersetzen. Grosse Kunst hat ein Anrecht darauf, dass man sich eingehender mit ihr befasst. Ziehen wir nicht das Hohe und Unverständliche her-

unter, sondern strecken wir uns danach. Ein berühmter Pianist bemerkte: «Wer Glück als passiven Zustand begreift und jede Anstrengung meidet, wird sich für klassische Musik auf Dauer wohl kaum begeistern können.»

Deborah Ess, Zürich

### Unfairer Umgang mit dem Bundesrat

Nr. 21 – «Öffnet die Schweiz!»;  
Editorial von Roger Köppel

Wenigstens zu Beginn der Pandemie waren sich alle politischen Parteien mehr oder weniger einig, dass der Bundesrat gut und richtig gehandelt hatte. Zu diesem Zeitpunkt wusste wirklich niemand, wie rasant und länderübergreifend sich das Virus ausbreiten würde. Auch bin ich persönlich sehr froh, dass das Parlament im Jahre 2009 die Möglichkeit des Notrechts geschaffen hat. Stellen Sie sich mal vor, was passiert wäre, wenn die Vereinigte Bundesversammlung etwas hätte beschliessen müssen in dieser Situation. Die einen hätten sofort mit Panzern auffahren und sämtliche Grenzen schliessen wollen, die anderen hätten Gutscheine und Bons für die ganze Bevölkerung propagiert. Das vielgelobte Parlament hat es nicht einmal geschafft, eine klare Haltung zum Thema Mietzinslerasse zu beweisen. Was passiert wäre ohne Lockdown, sehen wir an schlechten Beispielen wie den USA und Brasilien, die deutlich zu spät reagierten und entsprechende Mortalitätsraten aufweisen. Heute zu behaupten, der Bundesrat habe alles falsch gemacht und weigere sich, seine Fehler einzugestehen, ist kurzsichtig, verantwortungslos und unfair. Im Nachhinein weiss man immer alles besser.

Bruno A. Wyss, Hagenbuch

### Zu welchem Preis?

Nr. 21 – «Der gute Mensch von Seattle»;  
Steve Forbes über Bill Gates

Bill Gates hat sicher viel Gutes erschaffen. Aber zu welchem Preis? Mit keinem Wort werden im Artikel die Nebenwirkungen von Gates' (Zwangs-)Impfungen erwähnt. Im Übrigen widerspricht der Artikel nach meinem Verständnis Roger Köppels Editorial fundamental: Dieser fragt sich, ob es überhaupt eine erste Coronavirus-Welle gab, während Gates die Situation indirekt mit einem Atomkrieg vergleicht. Dies wiederum beweist, dass die Weltwoche viele Meinungen zulässt.

Gabriela Lemmer, Wädenswil

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich auf einen in der Weltwoche erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Unsere drei Buben im Primarschulalter sollen sich jetzt mit elektronischen Lehrmitteln behelfen. Ich versuche nach Kräften, neben meiner Arbeit, die Kinder zum Lernen anzuhalten. Was halten Sie vom E-Learning? Ist das eine gute Sache, oder sollt man andere Wege gehen? C. R., Horgen**

Von vielen Eltern höre ich, dass sie Sorgen mit den elektronischen Lehrmitteln haben, und diese Sorgen haben sich noch verstärkt, seit das Home-Schooling Einzug gehalten hat. Hier sind die Eltern besonders gefordert.

Anfänglich, als die Krankheit Covid-19 auftrat, ging man davon aus, dass Kinder zwar nicht von dieser Krankheit betroffen würden, sie aber vor allem Träger des Coronavirus seien und dieses verbreiten würden. Darum wurden rasch alle Schulen geschlossen, und den Eltern wurde mitgeteilt, dass die Kinder zu Hause bleiben sollen, damit sie niemanden anstecken. Damit aber die Schularbeit trotzdem weitergeht, wurde «digitaler Unterricht in der Wohnstube» angeordnet: dank elektronischer Lehrmit-

tel eine neue Form des Fernunterrichts. Darauf waren aber viele Eltern, viele Schüler, ja sogar zahlreiche Lehrer nicht vorbereitet und in der Folge etwas überfordert. Darum die Schwierigkeiten und Sorgen.

Heute ist die Beurteilung plötzlich ganz anders. Dass die Kinder als Virusverbreiter fungieren, stellte sich offenbar als Irrtum heraus: Neuerdings dürfen sie sogar wieder die Grosseltern besuchen und seit dem 11. Mai wieder zur Schule gehen. Aber das Lernen mit elektronischen Lehrmitteln wird wohl auch noch neben den Schulstunden eine Rolle spielen.

Nun fragen Sie, was ich von elektronischen Lehrmitteln halte und ob das eine gute Sache sei. Ich weiss nicht, warum Sie mich dies fragen. Ihre Kinder besuchen eine öffentliche Schule. Sie sind dazu verpflichtet, also haben Sie auch die Lehrmethoden zu akzeptieren. Ob einem das passt oder nicht, tut nichts zur Sache.

Ich weiss nicht, ob es eine Privatschule gibt, die ohne E-Learning auskommt. Sollten Sie zur Überzeugung gelangen, dass das E-Learning schlecht ist, und sollte es alternative Privatschulen geben, dann können Sie sich überlegen, Ihr Kind dorthin zu schicken. Ob Sie Ihre Belastung als Schulaufgabengehilfe damit merklich reduzieren können – dieses Ziel schwebt Ihnen ja vor, wie ich zwischen den Zeilen lese –, ist hingegen fraglich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

## Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die Weltwoche zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern  
und  
Illustrationen



# Die zerstrittenen Staaten von Amerika

Die Polarisierung der US-Politik hat ihren Ursprung in den Bürgerrechtsgesetzen der sechziger Jahre. Sie zielten darauf ab, die Nation gerechter und menschlicher zu machen. Stattdessen führten sie dazu, dass sich viele Amerikaner entfremdet, verachtet und irreführt fühlten – und bereit waren, einen Abenteurer ins Weisse Haus zu setzen. *Von Christopher Caldwell*

Die Rassenunruhen in den letzten Wochen haben die USA in zwei feindliche Lager gespalten. Für Leser von Christopher Caldwell's umstrittenem Buch «The Age of Entitlement: America Since the Sixties», das nach seinem Erscheinen im Januar gleich auf der Bestsellerliste der New York Times stand, kommt das nicht überraschend: Caldwell vertritt die These, dass die Civil Rights Act von 1964 zur Polarisierung des Lands geführt habe. Sie bewirkte die Aufhebung der Segregation in den Südstaaten, schuf aber auch neue Regierungsstrukturen, die von Eliten zur Umgehung demokratischer Prinzipien benutzt wurden. Daher rühren die immer erbitterteren Kämpfe der letzten Jahrzehnte zwischen den Parteien. Hier folgt ein Auszug aus Caldwell's Buch.

Nicht lange nachdem er das Weisse Haus verlassen hatte, gab Bill Clinton die bis heute beste Definition der Bruchlinien, die die amerikanische Politik durchziehen. «Wenn Sie auf die sechziger Jahre zurückblicken und im Ganzen finden, da sei mehr Gutes als Schlechtes passiert, sind Sie vermutlich Demokrat», sagte er. «Wenn Sie finden, es sei mehr Schlechtes als Gutes passiert, sind Sie vermutlich Republikaner.»

Was kann er damit gemeint haben? Die Kontroversen der sechziger Jahre waren 2001 im Wesentlichen beigelegt worden (z.B. was Ursachen und Folgen des Vietnamkriegs betraf) oder hatten sich in Träumereien und Reminiszenzen aufgelöst (wie die Frage, was in Woodstock tatsächlich stattgefunden hatte). Eine Kontroverse gehörte allerdings nicht der Vergangenheit an und tut es bis heute nicht, auch wenn es uns schwerfällt, dies zuzugeben.

Das Erbe der sechziger Jahre, das nach wie vor das Land spaltet, sind die Bürgerrechtsgesetze, die unmittelbar nach der Ermordung von John F. Kennedy erlassen wurden. Dies geschah in einer Aufwallung von Trauer, Wut und übersteigertem Selbstvertrauen – dem gleichen, das Kennedy dazu getrieben hatte, einen Menschen auf dem Mond landen zu lassen, und das Lyndon Johnson dazu treiben sollte, Krieg gegen Vietnam zu führen. Diese neuen Gesetze, abgestützt durch verschiedene Gerichtsentscheide und Vollzugsanordnungen, wurden zum Kern der wirkungsvollsten Kampagne für soziale Veränderungen in der amerikanischen Geschichte.

Diese Kampagne – die sogenannte Revolutionierung der Rechte – war wirkungsvoll sowohl dank ihrem typisch amerikanischen Idealismus als auch ihrer typisch amerikanischen



*Tiefgreifendes Verfassungsproblem:* Proteste in Denver, Colorado, 31. Mai.

Unzimperlichkeit. Die Bürgerrechtsgesetze mögen ursprünglich nur als spezifische Werkzeuge gegen den heimtückischen Legalismus der Segregation in den Südstaaten und die Gewalttätigkeit der dortigen Sheriffs gedacht gewesen sein. Doch sie entwickelten sich zu einer weitreichenden Neuerfindung der Regierung und brachten eine neue Konzentration der Macht direkter und indirekter Zwangsbefugnisse mit sich. Sie ermächtigten Washington dazu, staatliche Wahlen zu steuern, Geldmittel für Schulen zurückzubehalten, die Einstellungspraxis privater Unternehmen unter die Lupe zu nehmen und diese zu verklagen. In den wichtigen Ministerien wurden Offices for Civil Rights eingerichtet, die bald gesetzlich bindende Richtlinien, Quoten und Ziele festlegten. Vor allem aber ermöglichten sie, dass in jedem Winkel des gesellschaftlichen, geschäftlichen und politischen Lebens der USA Richter nun Anweisungen erteilen konnten.

Im Rückblick waren die Veränderungen der sechziger Jahre, deren bedeutendste die Bürgerrechte waren, nicht nur ein wichtiges neues Element der Verfassung. Sie schufen vielmehr eine Konkurrenzverfassung, die in vielem mit derjenigen vor 1964 nicht kompatibel war, und diese Inkompatibilität verschlimmerte sich mit dem Ausbau des Bürgerrechtsregimes. Die Amerika-

ner hatten der Regierung ausserordentliche Befugnisse verliehen in der Annahme, diese würden begrenzt sein: geografisch (auf die Südstaaten), gesellschaftlich (auf die Aufhebung der Segregation) und zeitlich (auf ein paar Jahre). Aber genau weil die Bürgerrechtsgesetze denjenigen, denen sie zugutekamen, ein Mittel boten, um politische Entscheidungen umzustossen – und einen idealistischen Vorwand dafür, dies zu tun –, war die Versuchung gross, die Bandbreite der Bürgerrechte auszudehnen.

## Neue Vorstellungen von Fairness

1965 erliess Lyndon Johnson eine Vollzugsanordnung des Inhalts, dass grosse Firmen, die geschäftlich mit der Regierung zu tun hatten, *affirmative action*, also aktive Förderung von Minderheiten, praktizieren mussten. 1971 entschied der Oberste Gerichtshof in *Griggs v. Duke Power Co.*, dass die Regierung zugunsten der Bürgerrechte sogar gegen Firmen eingreifen durfte, die nicht bewusst rassistisch agierten. Und 1978 entschied er in *Regents of the University of California v. Bakke*, dass *affirmative action* auch gefordert werden konnte, «um eine breitgefächerte Studentenschaft zu schaffen».

Das für die Bürgerrechte entwickelte Modell mit Vollzugsanordnungen, Vorschriften und gerichtlich verordneten Wiedergutmachungen

wurde nun immer angewandt, wenn neue Vorstellungen von Fairness mit alten Traditionen kollidierten, egal, ob es um unterschiedliche Rollen von Frauen und Männern ging, den moralischen Status von Homosexualität, die Behandlung von Einwanderern oder Rücksicht auf Menschen im Rollstuhl. Es wurde das Modell für ein neues System dauernd brodelnder politischer Reformen, brachte für manche Amerikaner extreme Verbesserungen und – was weniger häufig erwähnt wird – Verschlechterungen für viele, die nicht unbedingt von den Ungerechtigkeiten profitiert hatten, zu deren Aufhebung die Bürgerrechte formuliert worden waren.

Dass die Politik zurzeit so festgefahren ist, ist eine Folge dieser Kollision der Systeme. Vieles von dem, was heute unter «Polarisierung» oder «Verrohung» läuft, ist tatsächlich etwas Gravierenderes, nämlich die Uneinigkeit darüber, welche der beiden Verfassungen gelten soll: die De-jure-Verfassung aus der Zeit vor 1964 mit all den traditionellen Formen juristischer Legitimation und Jahrhunderten amerikanischer Kultur im Rücken – oder die De-facto-Verfassung von 1964, der diese traditionelle Form der Legitimierung fehlt, die aber von richterlichen Eliten und staatsbürgerlichen Erziehern beinahe einstimmig befürwortet wird und der all jene leidenschaftlich ergeben sind, die sie als befreiend erlebt haben.

Die Aufhebung der Segregation ist die gewaltigste Unternehmung in der Geschichte der Vereinigten Staaten, einschliesslich von deren Kriege. Wie jede gewaltige Unternehmung erforderte sie Beharrlichkeit, Geduld und horrenden Ausgaben. Das hätten wir Amerikaner vielleicht verstehen sollen, doch das taten wir nicht. Wie die Rechtstheoretikerin Kimberlé Crenshaw es später einmal formulierte, sei «das Erstaunlichste» an der Einstellung der Amerikaner gegenüber den Bürgerrechten gewesen, «mit wie wenigen wirklichen gesellschaftlichen Veränderungen man auskommen zu können glaubte».

Die Kosten dieser Veränderungen wurden nicht oft von den Richtern und Bürokraten getragen, die sie durchsetzten. Man denke nur an das erzwungene Busing in Boston. Da befahl ein Bundesrichter aus Wellesley, einer der reichsten Städte der USA, die Aufhebung der Rassentrennung in Bostons Schulen, was auf dem Rücken der irisch- und italienischstämmigen Arbeiterbevölkerung von Boston geschah, indem deren Kinder meilenweit in fremde Viertel gekarrt wurden, während reichere Viertel von solchen Massnahmen verschont blieben. Oder man denke an die *affirmative action*, die Weisse teuer zu stehen kam hinsichtlich der Jobs, die sie hatten, der Berufsaussichten ihrer Kinder und ihres Ansehens als Bürger.

In den USA gab es danach nicht nur zwei Gesetzeskodexe (d.h. zwei Verfassungen): Dadurch, dass die Leute sich für den einen oder anderen Kodex starkmachten, wurde die Bevölkerung in zwei Gruppen von Bürgern auf-

gespalten (d.h., es entstanden zwei Länder). Für jede Seite war die Verfassung der anderen gleichsam mit unsichtbarer Tinte geschrieben.

Diese Spaltung schien etwas mit Rassen zu tun zu haben. Heute sagen Demokraten mit 84 gegen 12 Prozent, Rassismus sei ein grösseres Problem als Political Correctness. Republikaner wiederum sagen mit 80 gegen 17 Prozent, Political Correctness sei ein grösseres Problem als Rassismus. Die Aufstände der Tea Party 2009 und 2010 und deren Gegenstück, die «Black Lives Matter»-Aufstände 2015 und 2016, waren sinnbildlich für diese Spaltung.

### Aufhebung der Bürgerrechtsgesetze

Und daher rührt die heutige politische Polarisierung. Demokraten, die der Verfassung von 1964 treu waren, konnten nicht anerkennen (oder überhaupt sehen), dass sie ihren Aufstieg der Einschränkung einiger von der Verfassung garantierter Freiheiten verdankten, welche die Amerikaner am höchsten schätzten. Republikaner, die der Verfassung von vor 1964 treu waren, konnten nicht anerkennen (oder überhaupt sehen), dass die einzige Möglichkeit, das freie Land ihrer Ideale zurückzuerlangen, in einer Aufhebung der Bürgerrechtsgesetze lag. Deshalb vermochte niemand über die eigenen Motivationen klar zu reden oder zu denken. Und jetzt stehen wir da, wo wir stehen.

In diesem Jahrhundert sind verschiedene Dinge passiert, die zu einer Eskalation des Konflikts

---

## Die Aufhebung der Segregation ist die gewaltigste Unternehmung in der US-Geschichte.

---

geführt haben: Erstens mussten die Konservativen eine Niederlage eingestehen. Lange Zeit hatten sich diejenigen, die befürchteten, das Verfassungskind sei 1964 mit dem Segregationsbad ausgeschüttet worden, mit einem Mythos getröstet: Die «gute» Bürgerrechtsbewegung, für die Rev. Dr. Martin Luther King Jr. den Märtyrertod gestorben war, sei in den siebziger Jahren gekapert worden von Vertretern einer «radikalen» Bürgerrechtsbewegung mit *affirmative action*, Quoten und Diktaten – und in den neunziger Jahren noch einmal gekapert von Vertretern der Political Correctness. Sobald das Land wieder zur Vernunft komme und diesem willkürlichen, radikalen System ein Ende setze, könne es das gute Bürgerrechtsregime zurückhaben.

Doch *affirmative action* und Political Correctness waren keine vorübergehenden Zeiterscheinungen. Sie erstarrten vielmehr mit der Zeit zu Säulen der zweiten Verfassung. Beide leiteten sich aus der Vollstreckungsbefugnis der Bürgerrechtsgesetzgebung her. Und andere Bürgerrechte standen nicht zur Auswahl. Wer *affirmative action* und Political Correctness nicht mochte, mochte auch keine Bürgerrechte. Dann brach 2008 das Finanzsystem zusammen und mit ihm

auch die Hoffnung der Wähler, sie könnten sich mit ihren Ersparnissen und Defizitfinanzierungen gegen gesellschaftliche Veränderungen abschotten. Als die vielen Babyboomer sich von Produktivkräften in Rentenbezügler verwandelten, mussten die Amerikaner sich zwischen den beiden Verfassungen entscheiden, eine Entscheidung, vor der sie sich dank der unter Ronald Reagan begonnenen Defizitwirtschaft lange hatten drücken können.

Dann kam Barack Obama an die Macht, ein Mann mit einem sanften Umgangston und vielen konservativen Neigungen, der dauernd von Werten sprach und dessen Erziehungspolitik darin bestand, dass Eltern ihre Kinder vom Fernsehen entwöhnen sollten. Doch er brachte die Konservativen auf die Palme. Warum? Zum Teil lag das daran, dass er der erste Präsident war, der die Bürgerrechtsgesetzgebung so verstand, wie sie hier beschrieben wurde: als De-facto-Verfassung, dank der die De-jure-Verfassung ausser Kraft gesetzt oder umgangen werden konnte. In seiner zweiten Antrittsrede, in der es ausdrücklich um Verfassungsfragen ging, bezeichnete er «Seneca Falls», «Selma» und «Stonewall» – das heisst für die Frauen-, die Bürgerrechts- sowie die Schwulenbewegung wichtige Ereignisse – als verfassungsgeschichtliche Meilensteine.

### Schock für die Amerikaner

Aus dieser Sicht wurde die alte Republik, die in Siegen auf dem Schlachtfeld gründete, über den Haufen geworfen von einer neuen, die auf Märschen für irgendwelche Rechte und Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs beruhte. Als Richter Anthony Kennedy 2015 sein Urteil im Fall Obergefell v. Hodges formulierte, bei dem es um die gleichgeschlechtliche Ehe ging, war sein Urteil in vieler Hinsicht der Höhepunkt der Entwicklung zu dieser auf neuen Rechten beruhenden Verfassung, und das sagte Kennedy auch so. Er begnügte sich nicht mit dem Gedanken, dass die Zeiten sich eben änderten. Sondern – als wollte er den Vorwurf seines konservativen Kollegen Antonin Scalia, dieses Urteil sei antidemokratisch, schon im Voraus entkräften – er argumentierte dahingehend, dass die Gesetze, nach denen ein Dutzend Generationen von Amerikanerinnen und Amerikanern sich zusammengetan, geheiratet und sich fortgepflanzt hatten, «eine gesetzeswidrige Ausübung von Regierungsmacht» und damit unzulässig gewesen seien.

Für Richter Kennedy und für viele Gleichgesinnte hatte die Revolutionierung der Rechte die Verfassung nicht etwa verbessert, sondern sie ersetzt. Sie war eine Neugründung. Diese Erkenntnis war für eine Anzahl Amerikaner ein Schock. Das Jahr 2016 bot eine Gelegenheit, darüber zu spekulieren, wie gross diese Anzahl sein mochte. Allem Anschein nach haben wir es mit einem tiefgreifenden Verfassungsproblem zu tun.

Aus dem Amerikanischen von Thomas Bodmer  
Christopher Caldwell: The Age of Entitlement: America Since the Sixties. Simon & Schuster. 352 Seiten

# Falscher Alarm

Der Bund bringt die Swiss-Covid-App als wichtige Waffe im Kampf gegen das Coronavirus in Stellung. Ansteckungen sollen eingedämmt werden. Was ist von den Versprechen zu halten? Lohnt sich der Aufwand? *Von Beat Gygi und Florian Schwab*

Die Swiss-Covid-App des Bundes soll das neue Wundermittel gegen die Ausbreitung des Coronavirus werden. Im März, auf dem Höhepunkt der Corona-Angst, haben Wissenschaftler der beiden ETH ein internationales Konsortium mit anschliessend wechselnder Zusammensetzung ins Leben gerufen. Dieses hat im Silicon-Valley-Tempo eine neue Technologie entwickelt, um per Mobiltelefon diejenigen zu warnen, die länger in der Nähe von Infizierten waren. Eigentlich wollte der Bundesrat die App per Notrechtverordnung schon im Mai einführen. Doch das Parlament fiel ihm in den Arm. Es brauche eine gesetzliche Grundlage. Der Bundesrat lieferte. Am 20. Mai legte er den Entwurf für eine Änderung des Epidemiengesetzes vor. Dieser wird in der ersten Sessionswoche beraten. In der Gesundheits- und in der Staatspolitischen Kommission des Ständerats wurde die Vorlage einhellig gutgeheissen; in den Kommissionen des Nationalrats gab es nur vereinzelte Gegner aus der SVP (Fraktionschef Thomas Aeschi, Jean-Luc Addor und Thomas de Courten).

## Die Welt auf seiner Seite

Zum ersten Mal würde in der Schweiz mit der Covid-App ein staatliches Programm auf dem Handy zahlreicher Bürger installiert, das protokolliert, mit wem man Kontakt hatte. Die Schweiz sei das erste Land der Welt, in dem die Behörden dieses Modell eines Virenverfolgungsprogramms nun lancierten. Mit diesen Worten gab Marcel Salathé, Professor an der ETH Lausanne, Leiter der Gruppe digitale Epidemiologie in der Covid-Task-Force des Bundes sowie treibende Kraft bei der Entwicklung dieser Applikation, an der grossen Vorstellung am 25. Mai zu verstehen, dass die Schweiz Pionierarbeit geleistet habe. Besonders wichtig sei dabei, dass die Kontaktdaten alle dezentral gespeichert würden, je auf den einzelnen Handys, also nicht in einer zentralen Datenbank, die mehr Überwachung zuliesse. Und er nannte den 10. April als historisches Datum, als Google und Apple meldeten, sie würden mit ihren Betriebssystemen das dezentrale Modell unterstützen; damit hatte der Bund quasi die Welt auf seiner Seite.

Wie funktioniert das Ganze? Ziel der Urheber ist, dass möglichst viele Benutzer die App auf ihrem Handy einrichten und zusammen mit der Funktion Bluetooth einschalten, einer Art Kurzstanz-Funksystem, das man auch

zum Verbinden mit Kopfhörern oder anderen Geräten nutzt. Wenn man mit dem Handy in die Nähe eines anderen Mobiltelefons mit ebenfalls eingeschalteter Covid-App kommt, beginnen die zwei Apparate gegenseitig Kennzahlen auszutauschen, sobald die Distanz während der Summe von fünfzehn Minuten weniger als zwei Meter beträgt. Die zwei Apparate notieren je innerlich, dass man sich nahegekommen ist.

Tritt nun der Fall ein, dass eine Person, die ein Handy mit aktiver Covid-App bei sich hatte, positiv auf das Coronavirus getestet wird, erhält diese die Erlaubnis, via ihr Mobiltelefon alle anderen Handys anonym zu alarmieren, mit denen in jüngerer Vergangenheit Kennzahlen ausgetauscht worden sind. Dafür erhält sie amtlich einen Code. Die so avisierten Besitzer der anderen Handys sehen: Man war in letzter Zeit in der Nähe einer Person, die jetzt einen positiven Virentest hat, und sie müssen sich sagen: «Oh, vielleicht bin ich angesteckt.» Je nachdem sollten sie jetzt in Quarantäne gehen oder einfach schauen, ob Krankheitszeichen auftauchen. Dieser Entscheid ist freiwillig, und auch der vorangegangene Entscheid des positiv Getesteten zum Auslösen des Alarms ist freiwillig. Pointiert kann man

## Die App ist ein antiautoritäres Mittel zur Verhaltenslenkung und Informationsbeschaffung.

sagen: Die Swiss-Covid-App ist ein weitgehend antiautoritäres Mittel zur Informationsbeschaffung und Verhaltenslenkung. Und genau deshalb muss man gleich anfügen: Diese Fähigkeiten der App werden aus mehreren Gründen erheblich beeinträchtigt.

**1. Geringe Anreize zum Mitmachen** — Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) meldete bei der Vorstellung des Programms, eine Online-Umfrage des Instituts Sotomo zeige, dass knapp 60 Prozent die App installieren würden. Das Einrichten bedeutet noch keinen grossen Aufwand, etwas mehr dagegen, das Programm dann tatsächlich zusammen mit dem Bluetooth-Sender einzuschalten. Noch mehr Überwindung braucht es, nach einem positiven Test wirklich den Gruppenalarm an all die unbekanntenen Apparate draussen in der Welt zu schicken, denen man vorher nahege-



*Einfallstor für Angriffe.*

kommen ist. Am meisten Widerstand ist an dem Punkt zu erwarten, an dem eine vom Alarmsystem avisierte Person entscheiden muss, ob sie in freiwillige Quarantäne gehen, ob sie sich anderweitig bemerkbar machen



genverantwortung, das sei auch wirtschaftlich sehr effizient. Die App sei insgesamt wie ein Werkzeug im Sackmesser zu sehen.

**2. Wenig Informationsgewinn** — Der Informationsgehalt der Meldungen selber ist nicht üppig. Um die Privatsphäre zu schützen, wird die geografische Ortung des Handys über GPS vermieden. Es soll nicht nachvollziehbar sein, wo sich ein Benutzer überall aufgehalten hat. Dies bedeutet aber auch, dass die Empfänger einer Alarmmeldung nicht wissen, wo sie jemandem zu nahe gekommen sind. Beda M. Stadler, emeritierter Professor für Immunologie der Universität Bern, ist der Ansicht, dass eine Meldung über ein sogenanntes Kontakt ereignis wenig bringe, wenn man nicht wisse, wo das gewesen sei. Sollte es draussen auf einem Platz stattgefunden haben, könne man entspannt sein, heikler wären Räume mit riskanteren Eigenschaften. Die Informationsqualität der Tracing-Meldungen kann zudem durch falsche Testresultate untergraben werden. Falsche Alarmer durch Messfehler können teure, nutzlose oder schädliche Hektik auslösen.

**3. Fragen zum Nutzen der Quarantäne** — Jüngere Untersuchungen deuten darauf hin, dass der Anteil der Bevölkerung, der bereits Immunität gegen das Virus aufweist, grösser ist als von vielen vermutet. Viele Infizierte haben offenbar kaum Symptome. Da stellt sich die Frage, wie gross die Wirkung eines Apps ist, das vielleicht nur einen Zehntel des Infektionsgeschehens zu erfassen vermag. Von Experten ist auch zu hören, dass das Containment mit Quarantäne sich nirgendwo wirklich als überlegen erweise. Salathé betont dagegen, verschiedene Länder arbeiteten jetzt an diesen Apps, und dank dem Google- und Apple-«Standard», der massgeblich in der Schweiz entwickelt wurde, werde die internationale Interoperabilität erleichtert.

**4. Täuschung im Funk** — Mehrere technische Gründe sprechen gegen den Einsatz von Bluetooth-Verbindungen, wie Professor Serge Vaudenay im April in einem wissenschaftlichen Aufsatz dargelegt hat. Pikant: Vaudenay ist Experte für Verschlüsselung an der ETH Lausanne, welche die neue Technologie massgeblich mitentwickelt hat. Er verweist in seinem Papier darauf, dass man für das Contact-Tracing den Bluetooth-Kanal auf dem Mobiltelefon öffnen muss – ein Einfallstor für mögliche Angriffe, die nicht direkt mit der App zu tun haben. Zudem kann man über Signalverstärker menschliche Kontakte simulieren, die gar nicht stattgefunden haben. Ein böswilliger Angreifer kann so an dichtbevölkerten Stellen das System in die Irre führen. Schliesslich gibt es auch im normalen Betrieb verfälschte Infor-

mationen, da das System nicht erkennt, ob etwa eine Wand zwischen Gesprächspartnern war oder ob diese Masken trugen – auch da: Fehlalarme sind leicht möglich.

**5. Datenschutz** — Vaudenay verweist auch darauf, dass es um den Datenschutz nicht so rosig bestellt sei, wie der Bund behauptet. Selbst wenn die App ausschliesslich mit der neuen ETH-Technologie operiere, ist es nach seiner Einschätzung gut möglich, dass man im Fall einer Infektion nicht anonym bleibt. Hacker mit krimineller Energie könnten Jagd auf potenziell oder tatsächlich Infizierte machen, um diese zu erpressen oder um gutgläubigen Menschen Behandlungen anzudrehen. Auf einen weiteren kritischen Punkt weist Julian Weber hin, CEO der Software-Schmiede Selise in Brütisellen: Je einfacher menschliche Begegnungen via Smartphone aufgezeichnet werden, desto «tiefer sind die Hürden für staatliche Behörden ausserhalb des BAG, an diese Daten heranzukommen. Es braucht dafür einzig die Ergänzung einer gesetzlichen Verordnung um einen Nebensatz.» Andere Experten äussern Bedenken, weil sich die Schweizer App der Apple- und Google-Schnittstellen bedient, in die nur die beiden Firmen Einblick haben.

**6. Die Systemumwelt** — Experten aus der Praxis der Informationstechnologie beurteilen die App skeptisch. Der FDP-Politiker Andreas Kleeb, Gründer der Zuger Informatikfirma Redit, empfindet «Unbehagen, wenn der Staat im Hauruckverfahren solche problematischen IT-Anwendungen entwickelt und bewirbt». Nur ein Teil des Programmiercodes sei öffentlich; es gebe Dunkelstellen und Missbrauchspotenzial von Seiten der Behörden. Ähnlich sieht es Martin Janssen, emeritierter Finanzprofessor an der Uni Zürich und Erfinder der Software Finfox. Er werde die App sicher nicht installieren. «Das Missbrauchspotenzial der App und die Lügen des BAG zur Wirksamkeit von Masken passen denkbar schlecht zusammen.»

Beim Abwägen der Vor- und Nachteile der Swiss-Covid-App sind auch die Kosten ein Fragezeichen: 1,1 Millionen Franken will das BAG für eine Werbekampagne ausgeben. Die Programmierung der App selbst hat es im freihändigen Verfahren, also ohne Ausschreibung, an eine Zürcher Software-Firma für 1,8 Millionen Franken vergeben. Dabei war zu diesem Zeitpunkt der «Motor» der neuen App, die neue Bluetooth-Schnittstelle der ETH, bereits fertig entwickelt. Fachleute erachten die Programmierungskosten als sehr hoch. Was heisst das? Entweder will der Bundesrat die App stärker ausbauen, als er heute angibt, oder er hat sich mit einer politisch gutvernetzten IT-Gesundheits-Connection arrangiert. Die Erfahrungen mit anderen Bundesbetrieben deuten auf das Zweite hin. ○

oder ob sie darüber schweigen will. Freiwillige Quarantäne kostet einen oft Arbeitszeit, auch Einkommen, zumal kein Anspruch auf Lohnfortzahlung besteht. Salathé betont dagegen den Nutzen der freiwilligen Quarantäne in Ei-

# Wie die Schweiz zum Feind der Reichen wurde

Die Steuern in der Schweiz sind ins Astronomische gestiegen.  
Ich rechne mit einem Exodus der Reichen wie einst im sozialistischen Frankreich.  
Von Taki Theodoracopulos

Das Personal ist wieder da, und alles ist gut, wie man einst in fernen Orten sagte. Der Gärtner und die Putzfrau, Portugiesen, begrüßen mich von weitem mit der ihnen eigenen Würde. Die Filipina, Hausmädchen und Köchin, will mich schon in den Schwitzkasten nehmen zum Dank dafür, dass ich ihr Gehalt weiter bezahlt habe, während sie zu Hause festsass. Ich scheuche sie fort. Für wen hält sie mich? Für einen elenden Geizkragen wie Philip Green? Ich habe keinen Moment gezögert, alle drei nach Hause zu schicken.

## Linkes Gesindel am TV

Allerdings hat mir der Aktienmarkt derart katastrophale Einbussen beschert, dass ich mich bald selbst nach einem Job werde umsehen müssen, vielleicht als ergrauter Gigolo einer fetten alten Hure aus Marienbad. Da ich gut Tango und Walzer tanzen kann, müsste ich mir nur einen bleistiftdünnen Schnurrbart stehen lassen.

Aber fangen wir mit den schlechten Nachrichten an. Michael Watts, der mich im Winter mit fast vierzig treuen *Spectator*-Lesern in Gstaad besuchte, ist verstorben. Seine Witwe Alison teilte mir das in einem kurzen Brief mit, meine Gedanken sind bei ihr. *Spectator*-Leser sind eine besondere Spezies, Michael und seine Freunde sind treue Abonnenten. Das Ganze hat mich unsagbar traurig gemacht: Ein guter, liebenswürdiger Mann stirbt, während eine grauenhafte alte Schachtel im Fernsehen erklärt, dass sie Boris gern tot sehen würde. Warum darf linkes Gesindel wie sie ungestraft solche Sprüche von sich geben?

## Gstaad ist heruntergekommen

Ein E-Mail aus Brisbane hob meine Laune. Ian Callinan, ein treuer Leser, schrieb über den wunderbaren Roy Emerson und andere gemeinsame Freunde. Leider konnte ich ihm nicht antworten, weil ich auf die falsche Taste drückte und seine Nachricht daraufhin spurlos verschwand. Oh, wie ich die Zeit von Stift und Radiergummi vermisste. Aber es gibt noch andere gute Nachrichten. Dr. Aris Exadaktylos, Professor für Notfallmedizin (also wenn man halbtot eingeliefert wird und es um

*Bern schickt sich an, das Goldene Kalb zu schlachten.*



Minuten geht, dann weiss er, was zu tun ist), ist nicht nur der jüngste Professor, sondern in ganz Europa auch der einzige Grieche auf einem solchen Posten mit einem eigenen Lehrstuhl. Ich ahnte schon, dass er ein toller Typ ist, als ich in seinem Büro ein Nixon-Poster sah. Dr. Aris wurde nur zwei Jahre vor jenem Jahr

## Die Versorgung der Armen und Bedürftigen funktioniert am allerbesten im Kapitalismus.

geboren, in dem zwei verlogene Lohnschreiberlinge im Verein mit einem frustrierten FBI-Beamten einen grossen Präsidenten zu Fall brachten. Aus dem Berner Inselspital, wo er arbeitet, schickte er uns einige Infos. Anders als bei diesen ganzen Schlaubergern, die im Nachhinein immer schon alles gewusst haben,

sind seine Hinweise absolut vernünftig: Wir wissen inzwischen mehr über das Virus und können die Betroffenen besser behandeln. Lassen wir gesunden Menschenverstand walten, dann wird alles gut. Dr. Aris, obschon ausserordentlich verdienstvoll, ist kein Wichtigter. Er argumentiert ruhig und besonnen und ist ein scharfsinniger Beobachter.

Angesichts einer immer launischeren und idiotischeren Kundschaft sind Bücher von den Gstaader Geschäftsleuten praktisch ausgesondert worden. Man hat sie in den hinteren Teil einer einst stolzen Buchhandlung verbannt, in der heute Antiquitäten angeboten werden. Vor genau fünfundvierzig Jahren stand mein allererstes Opus dort im Schaufenster, neben Bestsellern von David Niven und William F. Buckley. Mein Buch ging viel besser als die beiden anderen, weil es in Gstaad damals von Griechen wimmelte, die erfahren wollten, was ich über die Obristen zu sagen hatte, die gerade



gestürzt worden waren. Mein schriftstellerischer Erfolg war ausschliesslich lokaler Natur, Davids Buch eroberte die ganze Welt.

### Drei grosse Bierfreunde

Nun ja, das alles habe ich schon einmal erzählt. Gstaad ist heruntergekommen, nach der Lockerung der Corona-Einschränkungen treiben sich hier fragwürdige Gestalten herum. Das Freundlichste, was ich über sie sagen kann, ist, dass sie nicht unbedingt Gotha-tauglich sind, aber wer ist das heute schon. Mein Sohn feierte die neue Freiheit mit Moritz Flick und Albert von Thurn und Taxis bei reichlich Bier. Alle drei sind grosse Bierfreunde und haben eine Schönburg als Mutter. JT wohnt inzwischen in seinem eigenen Chalet in den Bergen, wo ich ihn nur einmal besucht habe, im Sommer, weil man im Winter Kletterseil und Sauerstoff braucht. (Der Bursche wird mich noch umbringen.) Meine Tochter wird demnächst in Österreich entbinden, ich werde sie in der kommenden Woche besuchen.

### Problemzone Bundesstadt

Unnötig zu erwähnen, dass Lebensmittelhändler während des Lockdowns das Geschäft ihres Lebens gemacht haben. Der Metzger, ein überaus sympathischer Mensch, befürchtet, dass man ihn auf eine der Reichen-Listen setzen wird, die derzeit kursieren. Apropos Reiche: Wenn ich das nächste Mal von der Schweiz als einem Steuerparadies lese oder höre, werde ich demjenigen, der diesen Stuss verzapft, meinen Kaffee in den Kragen schütten. Das neue sozialistische Regime in Bern schickt sich an, das Goldene Kalb zu schlachten. Besserverdienende sollen mit astronomisch hohen Steuern belegt werden, weshalb ich einen Exodus prophezeie, vergleichbar mit demjenigen in Frankreich im Jahr 1981, als die dortigen Sozialisten beschlossen, die Begüterten zu melken. Sie sind wirklich unbelehrbar, nicht wahr?

Jedenfalls die meisten. Die Versorgung der Armen und Bedürftigen funktioniert am allerbesten im Kapitalismus. Es wird interessant sein, zu sehen, wie sich die Dinge im Big Bagel nach der Corona-Krise entwickeln werden. Die Stadt ist der grösste Arbeitgeber, und die städtischen Angestellten werden mit den Steuern derjenigen bezahlt, die in den gläsernen Hochhäusern arbeiten. Diese Leute packen schon die Koffer, so dass sich die Frage stellt, wie die städtischen Angestellten in Zukunft wohl bezahlt werden. Vielleicht mit Notgeld? Gleiches gilt für Gstaad.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork  
Dieser Text ist im *Spectator* erschienen.

## Nahost

# Steuergelder für Terroristen

Eine neue Studie zeigt, dass die palästinensische NGO Addameer mit Terroristen kooperiert. Für die Bundesverwaltung ist dies kein Grund, ihre Zahlungen einzustellen – obwohl ein Vertragsbruch vorliegt.

Die palästinensische NGO Addameer erhält vom schweizerischen Aussendepartement Geld, weil sie sich – zumindest laut Statuten – einem noblen Zweck verschrieben hat: Sie hilft palästinensischen Strafgefangenen in israelischen Gefängnissen und deren Familien, zu ihrem Recht zu kommen. Nun wird bekannt: Addameer (deutsch: «Gewissen») hält sich nicht an den Vertrag, den sie mit der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) im August 2018 abgeschlossen hat. Laut Artikel 7 wäre Addameer verpflichtet, «generell auf Anstiftung zu Gewalt und zu Hass» zu verzichten.

Die Realität sieht anders aus: Addameer-Funktionäre spielten eine Doppelrolle, sagt Shai Har-Zvi vom israelischen Strategieministerium, der eine Studie über Addameer verfasst hat: Tagsüber geben sie sich als Menschenrechtsaktivisten aus, und in der Nacht sind sie Terroristen.\*

So unterhalten Addameer-Funktionäre enge Beziehungen zur palästinensischen Volksbefreiungsfront PFLP, die für heimtückische Terrorattacken bekannt ist. 1970 war sie für den Absturz der Swissair-Maschine verantwortlich. Den Friedensprozess mit Israel lehnte die PFLP von Anfang an kategorisch ab.

Aufgrund der personellen Verflechtungen mit der PFLP wäre es naiv, anzunehmen, dass Addameer von Gewaltakten nichts wissen will. Die PFLP führte im August 2019 eine Attacke gegen eine Siedlung durch, bei der ein sechzehnjähriges Mädchen umgebracht und zwei Familienmitglieder verletzt wurden. Laut Ermittlungen der israelischen Behörden führte Samir Arbid, der bis 2017 Rechnungsführer bei Addameer gewesen war, die Terrorzelle.

### Mitglied beaufsichtigte Terroraktionen

Es ist kein Einzelfall. Addameer-Chefs pflegen immer wieder enge Beziehungen zur PFLP oder beteiligen sich gar an deren Gewalttaten. So war die PFLP-Aktivistin Khalida Dscharar, die Terroraktionen im Westjordanland beaufsichtigte, bis 2018 hochrangiges Addameer-Mitglied.

Solange sich Addameer als legitime NGO ausgeben kann, ist sie in der Lage, westliche Staaten zum Spenden zu animieren. In den vergangenen sechs Jahren erhielt Addameer von europäischen Staaten, darunter auch die Schweiz, insgesamt zwei Millionen Euro. Auch dank dem Geld vertritt einer der acht



Wandbild des PFLP-Gründers George Habasch.

Addameer-Anwälte vor dem Internationalen Strafgerichtshof die Klage, die Israel Kriegsverbrechen vorwirft. Dass dieser Vorwurf ausgerechnet von einer terrornahen Organisation stammt, müsste den Geldgebern eigentlich aufgefallen sein.

Die personelle Nähe zwischen der PFLP und den von Bern unterstützten Addameer-Funktionären stört die Geldgeber im Deza allerdings nicht. Dabei sieht Paragraph 7 des Abkommens klipp und klar vor, dass die Schweiz den Vertrag mit Addameer «sofort» beenden kann, falls die NGO zu Gewalt oder Hass aufruft. Bern kann bei Terrorverdacht den bereits überwiesenen Betrag sogar zurückverlangen.

### EU fällt als Sponsor aus

Der Vertragsbruch von Addameer führt in Bern zu keinem Umdenken. Auch in diesem Jahr werde die Deza wie bereits 2018 und 2019 Gelder an Addameer überweisen, wird mitgeteilt, und zwar erneut 150 000 Dollar. Die deckten bisher knapp 20 Prozent des Budgets von Addameer.

Auf das Geld aus Bern ist die NGO künftig stärker angewiesen als bisher. Die EU fällt als Sponsor aus. Brüssel verlangt neuerdings die Zusicherung, dass die begünstigten NGOs nicht mit einer Gruppe verbunden sind, die auf der Terrorliste der EU steht. Addameer war bisher nicht bereit, diese Erklärung zu unterschreiben, heisst es bei Addameer.

Pierre Heumann

\*Ministry of Strategic Affairs and Public Diplomacy: Terrorists in Suits. Blood Money. European-Funded Palestinian NGOs and Their Terror Operatives. A Case Study: Addameer. Im Mai erschienen

# Falsches Spiel mit Romy Schneider

Die deutsche Feministin Alice Schwarzer inszeniert sich als enge Vertraute der verstorbenen Schauspielerin Romy Schneider. Ein neues Buch erhebt jetzt schwere Vorwürfe gegen Schwarzers Vereinnahmung des Leinwandstars. Von Christoph Mörgeli

Es war der grosse Aufreger zum 80. Jahrestag der «Schauspielerin des Jahrhunderts» (*Le Parisien*): Im September 2018 berichtete Alice Schwarzer auf dem Kultursender Arte, was ihr Romy Schneider anlässlich eines Interviews von 1977 Sensationelles enthüllt habe: Mutter Magda Schneider soll mit Adolf Hitler geschlafen haben, und sie selber sei von ihrem Stiefvater sexuell genötigt worden. Damit präsentierte die *Emma*-Herausgeberin, ikonenhafte Leitfigur des Feminismus, gleich zwei Reizthemen, die garantiert Aufmerksamkeit finden: Adolf Hitler und die Gewalt an Frauen, verpackt in die Lebensgeschichte des mutmasslich grössten Filmstars der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Der Sprecher der Arte-Sendung machte Schwarzers Version jenes ominösen Treffens vom 12. Dezember 1977 vollständig zur Wirklichkeit: «Romy und Alice verstehen sich auf Anhieb.» Nicht der Star von fünfzig Filmen sei aufgetaucht, «sondern eine Frau, die sich offenbaren will, die darauf brennt, ihr wahres Gesicht zu zeigen». Dann folgte Schwarzers Bombe: «Romy sagte wörtlich zu mir: «Meine Mutter hatte ein Verhältnis mit Hitler!» Was Schwarzer allerdings gleich relativierte: «Ich halte das eher für unwahrscheinlich.» Vielleicht hätte man schon damals stutzig werden sollen: Warum äussert die namhafte Autorin eine als sensationell empfundene Enthüllung, um sie gleich selber wieder zurückzunehmen?

## Berghof-Romanze, Nazi-Verzückung

Die Schlagzeilen verselbständigten sich und machten die Runde. Die *Bild*-Zeitung proklamierte in einer Vorschau auf den Arte-Film: «In bisher unveröffentlichten Tonband-Aufnahmen hört man eine Romy Schneider, wie man sie sonst nicht kannte. Und was sie da erzählt, ist eine Sensation: Sie war sich sicher, dass Ihre Mutter Magda Schneider († 87), die sich stets mit der Nähe zu Nazi-Grössen rühmte, mit Hitler schlief.» Der *Focus* verkündete: «Sissi ist sich sicher, ihre Mutter habe mit Hitler geschlafen.» Die europäische Presse echote Alice Schwarzers These: «Hitler bedded mum» (*The Sun*), «Sa mère couchait avec Hitler» (*Gentle*). Niemand meldete nur den Hauch eines Zweifels an der Version der als Romy-Expertin auftretenden Alice Schwarzer an. Und auch die Zitierte konnte sich nicht mehr wehren. Romy Schneider, gestorben 1982, war längst tot, ebenso wie ihre Mutter Magda, die 1996 verschieden ist.



«Schöne Kindheit»: Romy Schneider mit Mutter Magda.

Jetzt aber kommt von kenntnisreicher Seite Einspruch. Die Schriftstellerin Bettina Dahse geht in ihrem neuen, im Selbstverlag erscheinenden Buch hart mit Alice Schwarzer ins Gericht. Schon der Titel liest sich wie eine Richtigstellung: «Romy Schneider – Meine Mutter hatte *kein* Verhältnis mit Hitler». Die *Weltwoche* hatte Einblick in die im Juni erscheinende «Biografie und Widerschrift». Dahses Aussagen haben Gewicht, die 1967 geborene Autorin ist die wohl beste Kennerin des Lebens der Schauspielerin, Erbin des Nachlasses von Romy Schneiders Mutter Magda und mit der Familie eng vertraut.

Bettina Dahse kritisiert, dass Schwarzer die Aussagen zu Hitler und zu den angeblichen sexuellen Misshandlungen frei erfunden habe; sie verbreite hier Fakten, «die ihrer überbordenden Fantasie entspringen». Nichts davon sei auch im grossen und einzigen Interview von Alice Schwarzer mit Romy Schneider aus dem Jahr 1977 in der Zeitschrift *Emma* zu lesen gewesen. Dahse schreibt, Alice Schwarzer habe sich aufgrund dieser einen Begegnung erst Jahre später und bezeichnenderweise nach dem Tod der Schauspielerin als deren enge Vertraute aufgespielt. Das «ominöse Tonband» von 1977 sei «ein wundersames Ding, das immer gerade dann Ungeheuerliches in die Welt schreit, wenn es verstummt, wenn es (kunstvoll) angehalten ist». In Wahrheit existiere kein Hinweis auf

eine Bettbeziehung von Romy Schneiders Mutter mit Hitler oder darauf, dass die Schauspielerin von ihrem Stiefvater sexuell genötigt worden sei.

Alice Schwarzer behauptet im Arte-Film, Romy Schneider habe sie gebeten, immer das Tonband abzustellen, wenn sie Brisantes sage. Die *Emma*-Herausgeberin gab also zu, dass sie für die angeblichen Hitler- und Missbrauchs-Aussagen keine belastbaren Dokumente hat, sondern nur auf angeblich vertrauliche Geständnisse der Schauspielerin «off the record» abstelle. Interessanterweise hat noch kein deutscher Journalist an dieser fragwürdigen Zitierpraxis Schwarzers Anstoss genommen. Jeder seriöse Journalist weiss: Wer derart brisante Aussagen macht, muss Belege liefern. Schwarzers durch nichts belegte Behauptungen konnten trotzdem das Bild der legendären Schauspielerin bis heute unwidersprochen prägen.

Die interessante Frage lautet: Hat Schwarzer «nur» einen Vertrauensbruch begangen, oder hat sie die angeblichen Geständnisse Romy Schneiders einfach frei erfunden? Bettina Dahse jedenfalls zerlegt akribisch das von Schwarzer behauptete Bild. Ihre Richtigstellungen beruhen auf jahrelangen Recherchen. Zahlreiche erstmals veröffentlichte Briefe und Privatfotos von Romy und Magda sowie Gespräche mit Zeitzeugen wie Romys Kindermädchen, Mario

Adorf, Volker Schlöndorff oder Monique Dury, zwanzig Jahre lang Romys Vertraute und Garderobiere, vereinigt die Autorin zu einer eigentlichen Hommage an Magda und Romy Schneider. Gleichzeitig wirft sie Alice Schwarzer vor, schon in ihrem Büchlein «Romy Schneider – Mythos und Leben» von 1998 (neu aufgelegt 2018) im Zusammenhang mit Romy über Missbrauch, Frauenunterdrückung und Patriarchat fantasiert zu haben. In Wirklichkeit treffe nichts auf Romy Schneider zu, habe sie doch das Leben einer völlig selbstbestimmten Frau geführt. Als kämpferische Feministin habe sie sich niemals verstanden, vielmehr als Romantikerin auf der ständigen Suche nach Liebe.

### Zwanzigminütiges Hitler-Treffen

«Ich vertraue dir sehr», versicherte Romy Alice Schwarzer auf der Tonbandaufnahme von 1977. «Wenn du mich betrügst, Alice, wäre das sehr schlimm.» Romy Schneider verstand alles von der Schauspielkunst, aber offenbar wenig von Journalisten, Medien und Interviews. Denn Alice Schwarzer fühlte sich nach dem Tod von Magda und Romy Schneider nicht mehr an ihr Schweigegelübde gebunden. Auch darüber empört sich Bettina Dahse, die schon 2002 eine Biografie mit dem Titel «Romy. Ich hätte Ihnen so gern noch was gesagt...» vorgelegt hat. Dieses Buch beruht auf Tausenden von Privatdokumenten, Briefen und Familienalben aus den Händen von Magda Schneider und schaffte es 2002 auf die Spiegel-Bestsellerliste.

Alice Schwarzer hat in ihrem Buch über die Schauspielerin 1998 erstmals Romys Aussage zitiert: «Ich glaube, dass meine Mutter ein Verhältnis mit Hitler hatte.» Das habe sie zuerst als Fantasieprodukt eines besonders heftigen Mutter-Tochter-Konflikts gesehen: «Doch bei Licht besehen ist es gar nicht ausgeschlossen.» 2008, anlässlich von Romys 70. Jahrestag, wurden im Fahrwasser von Schwarzers Story zahlreiche Anschuldigungen gegen Mutter Magda vorgebracht. Romy sei zu bedauern wegen der «Hölle ihrer Kindheit» sowie «grausamen und menschenverachtenden Zuständen», sei sie doch «geschlagen und sexuell belästigt» worden, überhaupt «misshandelt, ignoriert und abgeschoben». Hinzu kam die Politik: «Romys Wiege stand mitten im braunen Sumpf», war zu lesen, und die *Bunte* trieb's am buntesten: «Inwieweit war die Familie mitschuldig an den Verbrechen des Dritten Reichs?»

Auf dem Tonband von 1977 sind aber nur Romys Kommentare zu hören, als sie mit den Nazi-Sympathien ihrer Grossmutter – der Wiener Schauspielerin Rosa Albach-Retty – konfrontiert wurde: «Ich kann das nicht bestätigen.» Deren NSDAP-Mitgliedschaft ist nicht erwiesen, im Gegensatz zu der ihres Sohnes Wolf Albach-Retty, eines flotten Lebemanns, der sich von einer NSDAP-Mitgliedschaft wohl gute Filmrollen versprach. Romys Mutter und Wolfs Ehefrau Magda Schneider hingegen

stammte aus katholischem, anti-nationalsozialistischem Elternhaus. Sie hat mit dem Erlös ihrer Filmgagen 1934 das Landhaus «Mariengrund» in Schönau bei Berchtesgaden bauen lassen. Augenzeugen der Zeit berichten eidesstattlich, dass sich dort niemals irgendwelche Hitler-Bilder oder Nazi-Devotionalien befanden. Lebhaft bedauerte Magda 1939 den



Enthüllungsfestival: Schneider, Schwarzer, 1977.



Wiederholte Aufforderung: mit Hitler, 1941.

Ausbruch des Krieges («Schlimm ist es gekommen»).

Fünf- bis sechsmal wurde die prominente Schauspielerin zu einem Besuch auf Hitlers Berghof eingeladen. Irgendwann durfte sie sich der wiederholten Aufforderung nicht mehr entziehen. So ist Magda 1941 Hitler ein einziges Mal zusammen mit einem Dutzend anderer Gäste aus Berchtesgaden begegnet. Eva Braun hat dieses zwanzigminütige Obersalzberger Treffen mit förmlichem Händeschütteln auf Farbfilm festgehalten. Hätte sie die Einladung wohl ausgesprochen und gefilmt im Wissen, dass es sich bei Magda Schneider um eine Rivalin handelte? Wie hätte die zweifache Mutter regelmässig die von der SS schärfstens bewachten Zugänge passieren sollen? Und warum hätte sie, die mit einem der attraktivsten Männer des Reichs verheiratet war, ausgerechnet Adolf Hitler begehen wollen?

### Liebevoller Umgang

Kaum haltbar ist auch Alice Schwarzers Aussage, Magda Schneider habe ihre Tochter nur benutzt («Das war keine beschützende Mutter, das war eine ausbeutende Mutter»). Tatsächlich hat die Alleinerziehende ihrer Romy laut deren eigener Aussage «eine schöne Kindheit» ermöglicht, wuchs sie doch behütet in einem sicheren familiären Netz auf. Magda drehte

Filme, weil sie ihre Familie, ihre beiden Eltern und ein Kindermädchen ernähren musste. Denn ihr Mann Wolf Albach-Retty gab den Frauenschwarm und entzog sich jeder Verantwortung. Als nach der 1938 geborenen Romy 1941 der Bruder Wolf-Dieter auf die Welt kam, kriselte die Ehe bereits. Nach dem Krieg lernte Magda den Kölner Gastro-Unternehmer Hans Herbert Blatzheim kennen – untreu auch er –, der sich als Aufschneider und Konkursit erwies, mit Frau und Tochter wichtigtat, aber deren Gagen verjubilte.

Als die Rede im Interview von 1977 auf diesen Stiefvater kam, soll Romy Schneider Alice Schwarzer wieder angewiesen haben, das Tonband abzustellen. Um dann angeblich zu gestehen, dass sie von Blatzheim «verfolgt und bedrängt» wurde. «Ihr grösstes Trauma war ihr Stiefvater», heisst es weiter: «Er hat versucht, mit mir zu schlafen. Und das nicht nur einmal.» Sogleich wird Mutter Magda zur Mittäterin gestempelt: «Magda lässt es zu», «ihre Mutter hat sie nicht beschützt». Der so Angeschwärmte konnte sich längst nicht mehr wehren, denn er ist bereits 1968 gestorben. Der selbstbewusste Ton, den Romy in ihren Briefen gegenüber Blatzheim anschlug, macht solche Verdächtigungen unwahrscheinlich. Warum hätte sie sich mit ihrem angeblichen Peiniger allein zu Gesprächen verabreden sollen, wie es aus ihren Briefen hervorgeht? Und wie passt diese Opferrolle zu Romys Aussage «Die Frauen in meiner Familie waren immer sehr stark»?

Diese Briefe sind in Dahses Buch erstmals veröffentlicht. Die *Weltwoche* hat bei Alice Schwarzer nachgefragt, was sie von den Vorwürfen halte und ob ihre Quelle journalistisch für die schweren Anschuldigungen ausreichen. Ihr Büro antwortete, Frau Schwarzer befinde sich im Urlaub.

Trotz zeitweiliger Reibungen pflegten Romy und Magda lebenslang eine äusserst enge, liebevolle Beziehung. Auch das Märchen, die Mutter habe ihre begabte Tochter für die eigene Nachkriegskarriere missbraucht, scheint jeder Grundlage zu entbehren. Die Schauspielerei war Romys einziger und innigster Berufswunsch. Ihre Mutter äusserte sich aufgrund der eigenen Erfahrungen anfänglich sogar skeptisch, ja abratend. Beide berühmten Schauspielerinnen starben mausarm.

Der prominenten Journalistin Alice Schwarzer wurde übrigens schon 2009 nach einem gerichtlichen Vergleich untersagt, Magda Schneider mit einer Freundschaft zu Hitler in Verbindung zu bringen.



Bettina Dahse: Romy Schneider – Meine Mutter hatte kein Verhältnis mit Hitler. Biografie & Widerschrift. Erscheint im Juni. E-Book bereits erhältlich.

# Die Not mit dem Notrecht

Das Parlament soll die Corona-Notverordnungen in ein dringliches Bundesgesetz überführen. Wird das Krisenregime damit zum Dauerzustand?

Von Katharina Fontana

Für die einen waren die zwei vergangenen Monate eine Sternstunde des Bundesrates, für die anderen eine Diktatur der Exekutive. Tatsache ist, dass die Landesregierung und die Bundesverwaltung, seit in der Schweiz die ersten Infektionen mit dem Coronavirus bekanntgeworden waren, zu Hochform aufliefen: Eine Notverordnung um die andere wurde ruckzuck erarbeitet und in Kraft gesetzt.

Allein die zentrale Covid-19-Verordnung, mit der Mitte März unter anderem Geschäfte und Schulen geschlossen und Distanzregeln festgelegt wurden, umfasst zurzeit immer noch 29 Seiten und sechs Anhänge, hinzu kommen mehrere Dutzend weitere Verordnungen oder Veränderungsänderungen, mit denen etwa die Volksrechte eingeschränkt oder rechtliche Verfahrensfristen angehalten wurden, alles flankiert von atemberaubend hohen Finanzhilfen und einem massiven wohlfahrtsstaatlichen Ausbau. Mitte Juni nun will der Bundesrat die «ausserordentliche Lage» aufheben – was angesichts der tiefen Infektionszahlen nicht zu früh kommt – und damit seinen rechtlichen Sololauf beenden.

## Im Eilzugstempo

Nun mag man sich fragen, was auf diesen Zeitpunkt hin mit all den bundesrätlichen Corona-Notverordnungen passiert. Vorläufig nichts, so die Antwort. Sie gelten weiter, auch wenn die öffentliche Gesundheit nicht mehr gefährdet und die Notlage jetzt in erster Linie wirtschaftlicher Art ist. Auf den Herbst hin, so die Absicht des Bundesrates, sollen die verschiedenen Krisenverordnungen dann in ein Bundesgesetz überführt werden, und das Parlament soll dieses für dringlich erklären. Dringlich bedeutet, dass beide Räte das Gesetz im Eilzugstempo behandeln und ohne Referendum in Kraft setzen, sofern die Mehrheit der Mitglieder jedes Rates dem Vorgehen zustimmt. Eine Volksabstimmung wird allenfalls zu einem späteren Zeitpunkt abgehalten.

Was bedeutet das nun? Muss man damit rechnen, dass aus den vorübergehenden Einschränkungen der Grundrechte eine Dauerlösung wird, obschon die Virusbekämpfung nicht mehr nötig ist? Dass die Bevölkerung wiederum vor vollendete Tatsachen gestellt wird, ohne sich gegen die Massnahmen wehren zu können? Dass alles so weitergeht wie in den

letzten Wochen, nur einfach in der Form des Gesetzes?

Ja und nein. Laut Martin Dumermuth, Direktor des Bundesamtes für Justiz, sollen nur jene Notverordnungen in ein Bundesgesetz überführt werden, die noch nötig sind. Etliche der drakonischen Grundrechtseingriffe, die im März beschlossen wurden, sind

dahin, sofern die Regierung dem Parlament bis dahin keinen Gesetzesentwurf vorlegt. Es ist offenkundig, dass die Corona-Folgen im Frühjahr noch lange nicht zu Ende sein werden. Man denke zum Beispiel an die Notverordnung über die Solidarbürgschaften, die über den September hinaus Bestand haben muss; die Kredite müssen erst Jahre später zurückbezahlt werden, dafür braucht es eine Rechtsgrundlage.

Man kann die Notverordnungen also nicht einfach auslaufen lassen. Eine andere Frage ist, ob das Parlament wirklich zur Dringlichkeitsklausel greifen soll. Könnten die Notverordnungen nicht auch im regulären Verfahren in ein Gesetz umgewandelt werden, wenn das Parlament speditiv ans Werk geht? Muss das Referendum wirklich suspendiert werden?

## Auf der sichereren Seite

Schliesslich dürfte dem Bundesrat auch sehr daran gelegen sein, das Parlament politisch in die Verantwortung miteinzubeziehen. Es steht nämlich keineswegs fest, ob er mit seinen Anordnungen teils nicht übermachtet hat – beispielsweise mit der scharfen Bussenregelung, die Einkaufstouristen, Liebespaare oder Jugendgruppen zu spüren bekommen haben; mit den massiven Eingriffen in die Wirtschaftsfreiheit, die für manchen Unternehmer existenzgefährdend sind; mit dem schnellen Griff zur verfassungsmässigen Notrechtsklausel, die laut mehreren Staatsrechtlern überstrapaziert wurde.

Es ist anzunehmen, dass der eine oder andere betroffene Bürger den Rechtsweg beschreiten wird; man darf gespannt sein, was hier auf den Bund zukommt. Erhält der Bundesrat nun Rückendeckung durch das

Parlament und werden seine Vorschriften in ein Gesetz überführt, befindet er sich rechtlich auf der sichereren Seite. Denn Bundesgesetze sind für die Gerichte massgebend, sie dürfen nicht überprüft werden – dies im Gegensatz zu Bundesratsverordnungen, die zwar nicht direkt, aber indirekt angefochten werden können, indem beispielsweise ein Gebüsster die auferlegte Busse anfiicht.

Wie die Schweiz aus dem singulären Krisenmodus in den Normalzustand zurückkehren will, wie sie die Corona-Massnahmen um- oder abbauen will, dazu sind noch etliche Fragen offen. Der Weg dahin wird aber auf jeden Fall lang sein. ○



Muss das Referendum wirklich suspendiert werden?

inzwischen aufgehoben worden oder werden demnächst gelockert, sie dürften zum Gutteil also nicht ins Gesetz übernommen werden. Andere Regelungen wiederum, beispielsweise das Versammlungsverbot, lassen sich laut Dumermuth auf bereits bestehende Gesetze abstützen und müssen deshalb nicht in das Covid-19-Gesetz aufgenommen werden.

Dass der Bundesrat seine Notverordnungen mit Hilfe des Parlaments in das ordentliche Recht überführen will, hat mehrere Gründe. Zum einen ist das demokratisch gesehen richtig, zum andern braucht es eine Anschlusslösung. Die meisten Notverordnungen fallen nämlich nach sechs Monaten von Rechts wegen

# Eigengoal der Reformierten

Der Präsident der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz tritt notfallartig zurück. Steckt dahinter eine Frauenintrige, Moralismus oder bloss Angst vor einem profilierten Amtsinhaber?

Von Peter Ruch

Im Januar ass ich mit Gottfried Locher in Bern zu Mittag. Nicht in allen Dingen waren wir gleicher Meinung, doch merkte ich einmal mehr, dass ich einem klugen, freundlichen und offenen Theologen gegenüber sass, der darum ringt, die biblischen Inhalte mit den gegenwärtigen Herausforderungen zu verknüpfen. Ich hatte den Eindruck, dass das Präsidium der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) gut besetzt ist. Gut heisst nicht makellos. Nähme man eine Utopie zum Massstab, schnitte die Realität schlecht ab. Solches Nirwana-Denken ist jedoch vom Evangelium weit entfernt. Die Jünger Jesu waren Menschen aus Fleisch und Blut mit Schwachstellen. Das weiss auch «Godi» Locher. Deshalb hat er stets nach Möglichkeiten gesucht, die schwierigen Phänomene dieser Welt ins christliche Koordinatennetz einzutragen. Zum Beispiel die Migration, bei der er dafür plädierte, zwischen Asyl und Einwanderung zu unterscheiden. Oder die Prostitution: Sie leiste einen Beitrag zur Stabilisierung der Gesellschaft, indem sie überschüssige Energien der Männer absorbiere und deren Aggressionen in andere Bahnen lenke. Dafür schulde man den Prostituierten Dank. Meinungsverschiedenheiten gehören für Locher dazu. Deshalb sitzen ja in jedem Gremium mehrere Personen. Schon in der Urgemeinde wurde die Arbeit auf sieben Hauptverantwortliche verteilt (Apostelgeschichte 6).

## Treibhausklima für Spekulationen

Die neue Verfassung der EKS ist erst wenige Monate in Kraft. Nun wird die Stabilisierung durch zwei diffus begründete Rücktritte beeinträchtigt. Ende April trat die Pfarrerin Sabine Brändlin «wegen unüberbrückbarer Differenzen in einem Sachgeschäft» zurück. Ende Mai folgte der Präsident, Gottfried Locher, wegen eingeschränkter Handlungsfähigkeit. Von «Grenzverletzungen» ist die Rede. Die Informationen sind dürftig und schaffen ein Treibhausklima für Spekulationen. Einige Blätter titelten, die #MeToo-Debatte erreiche die Spitze der reformierten Kirche. Locher ist seit Anfang 2011 im Amt und wurde letztmals 2018 wiedergewählt. Damals liess er die Gegenkandidatin Rita Famos hinter sich, die nun zu den zwölf Unterzeichnern eines offenen Briefes «für Transparenz und Aufklärung» gehört. Auch in diesem Brief ist «Grenzverletzungen» der Schlüsselbegriff. Hat Locher im Büro eine Frau vergewaltigt? Oder hat er einer Frau beim Pausenkaffee ein Kompliment aus-



Errungenschaft der #MeToo-Bewegung? Gottesmann Locher.

gesprachen? Liegt eine Straftat vor, ist diese einzuklagen. Ist Locher nicht mehr glaubwürdig, kann ein Rücktritt – auch bei Freispruch – richtig sein. Nebelpetarden von Gegnern oder Neidern sind jedoch kein Rücktrittsgrund.

Die reformierte Kirche und die Theologie könnten in solchen Fällen auf eine reiche Kultur der Problemlösung zurückblicken. Sie beginnt in der Bibel, in der zum Beispiel die Jünger darüber streiten, welcher von ihnen der grösste sei (Markus 9, 34). Darauf nennt Jesus ihnen einen Diener und ein Kind als Vorbilder. In der Urgemeinde gab es unüberbrückbare

## Die reformierte Kirche könnte auf eine reiche Kultur der Problemlösung zurückblicken.

Differenzen darüber, ob Nichtjuden durch Christus gerettet werden können. Der Streit war heftig, führte aber doch zu einer Vereinbarung. Die Reformatoren ihrerseits lieferten sich heftige Schlagabtausche mit der katholischen Kirche sowie auch untereinander. Das zähe Ringen führte später zu gemeinsamen Bekenntnissen. Auch im 20. Jahrhundert waren die theologischen Debatten heftig und wurden von der Presse aufmerksam verfolgt. Etwa wenn Karl Barth ein Büchlein gegen Emil Brunner herausgab mit dem simplen Titel «Nein!» – eine Antwort auf dessen Schrift «Natur und Gnade». Sie waren hart im Austeilen und im Einstecken. Innerhalb des christlichen Glaubens und der

Nächstenliebe sind unterschiedliche Denkweisen möglich. Zum Kern des Bekenntnisses gehört freilich die Vergebung durch Gott – und die Vergebung zwischen Menschen. Grenzverletzungen, die Jahre zurückliegen, aus dem Archiv zu holen, wie jetzt gegen Gottfried Locher, das ist kein gutes Zeugnis christlichen Glaubens.

Die evangelischen Kirchen haben in Sachen Gleichstellung der Frauen viel erreicht. In zahlreichen Gemeindegremien sind Frauen schon lange federführend. Seit Jahrzehnten werden Pfarrerinnen ordiniert, und längst leiten auch Präsidentinnen Kantonalkirchen oder lutherische Bistümer. Frauen sind autonom, und das sollen sie auch im Umgang mit ihren männlichen Kollegen sein. Die Philosophin Svenja Flaspöhler erzählte von einem Redaktor, der entlassen wurde, weil er seine Mitarbeiterin ins Hotelzimmer bat und sie sich dort wunderte, dass er nicht bloss Geschäftliches besprechen wollte. Die Frau hatte ihre Autonomie vernachlässigt und gab sich nachher als schutzbedürftiges und unselbständiges Opfer aus. Das ist eine freiwillige Rückkehr in den Patriarchalismus. Frauen können sich wehren – ausser bei Gewaltanwendung. Flaspöhler weist darauf hin, dass man heute ebenso gut sagen kann, die Welt werde immer femininer. Knaben sind in der Schule oft benachteiligt. Ist Lochers Demission eine Errungenschaft der #MeToo-Bewegung? Soll das EKS-Präsidium nun makellos und korrekt neu besetzt werden? Dann wäre es schwierig, die guten Qualitäten von Locher wiederum zu erreichen. ○

# Mysterium Gucci

Gucci war schon einige Male ganz oben. Und ganz unten. Zurzeit ist sie die vielleicht gefragteste Marke der Modewelt.

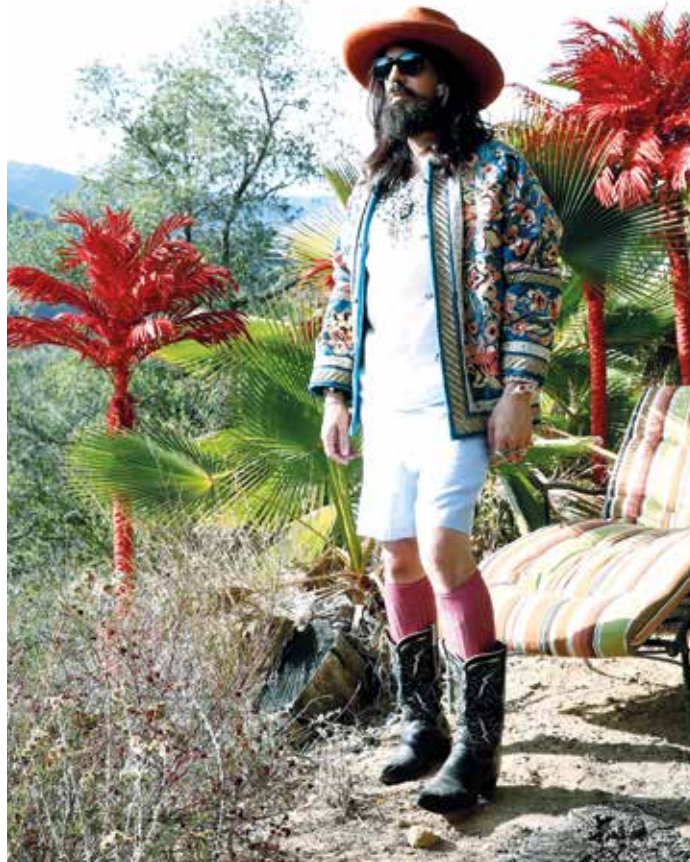
Wie hat Kreativchef Alessandro Michele das geschafft? Von Mark van Huissing

An einem Sonntag im September vergangenen Jahres war er zu weit gegangen. Zwar waren die Bewohner des Planeten Mode bereits einiges gewohnt vom Kreativdirektor von Gucci. Ein Jahr zuvor, als er den Laufsteg in einen OP verwandelt hatte, trugen Models Kopfverbände, die an die Turbane der Sikhs erinnerten – «kulturelle Aneignung», lautete danach der Vorwurf. Ein halbes Jahr später beging er einen schlimmeren Fauxpas: Ein Pullover war mit einem Gesicht verschönert, was an «black-facing» erinnerte, also daran, wenn sich Weiße anmalen, um auszusehen wie Schwarze. Den darauffolgenden Shitstorm nahmen die Verantwortlichen der Muttergesellschaft, der französischen Kering, ernst, sie entschuldigten sich, versprachen Besserung und richteten einen Diversitäts- und Integrations-Rat («diversity and inclusion council») ein.

Die gute Nachricht: Spätestens seit diesen Vorfällen ist Alessandro Michele, der Kreativchef des ehemals italienischen Modehauses, ein richtiger Star. Zuvor war er bloss einer in der Branche gewesen. Worauf im Herbst vergangenen Jahres, als in Mailand die Mode präsentiert wurde, die zurzeit in Gucci-Geschäften auf der ganzen Welt zu kaufen ist, die Sache mit den Zwangsjacken folgte. Auf einem Laufband standen Models, bekleidet nur mit weissen Zwangsjacken, und starrten «katonisch» (*New York Times*, NYT) ins Leere. Mit einer Ausnahme. Das sogenannte nichtbinäre Wesen – weder Mann noch Frau – Ayesha Tan Jones hielt ein Schild, auf dem stand: «Geisteskrankheit ist nicht Mode». «Was hat sich Mister Michele dabei bloss gedacht?», fragte die NYT-Modekritikerin die sonst voll des Lobes für ihn ist.

## Plötzlich wieder Beachtung

Die Antwort, die der Designer später gab: Er habe die Reise aufzeigen wollen von Konformität zu Freiheit und Kreativität. «Uniformen oder Zweckkleidung sind die extremste Verkörperung von Restriktionen, die einem die Kräfte, die die Gesellschaft kontrollieren, auferlegen.» Und dies mittels Zwangsjacken darzustellen, sei seine Art des Protests dagegen ... Mit anderen Worten: Es war ihm gelungen, dass die Marke, die die längste Zeit immer weniger wahrge-



Die Aktie steigt: Designer Alessandro «Lallo» Michele.

nommen und somit immer weniger wichtig wurde, wie Mode allgemein seit einigen Jahren, plötzlich wieder Beachtung fand.

Es ist zwar für das 1921 in Florenz als Lederaccessoires-Hersteller gegründete Unternehmen nichts Neues, in die Bedeutungsarmut abzurutschen. Um danach wieder ein paar Jahre lang als *smoking-hot* zu gelten. Ab ungefähr der zweiten Hälfte der 1980er, unter Maurizio Gucci, der später von einem Auftragsmörder im Dienst seiner Ex-Frau erschossen wurde, verlor das damals einer Anlagefirma aus Bahrain gehörende Haus seine modische Strahlkraft. Bis 1994 der frisch zum CEO beförderte Anwalt Domenico De Sole und ein aufgestiegener ehemaliger subalterner Gucci-Designer aus Texas mit Namen Tom Ford die obersten Entscheidungsträger wurden. Die anschliessend stattfindende Neuausrichtung führte zu einem dauerhaften Eintrag im Modearchiv und zum stehenden Ausdruck

«Do me a Tom Ford», wenn es darum geht, den bestmöglichen Marken-Relaunch in fünf Worten zu beschreiben.

Fords glanzvolle Sexgöttinnen-respektive Rockstar-Entwürfe machten Gucci zum gefragtesten Brand der Zeit. Weil er den Geist oder den Nerv derselben traf. Die Jahre 1995 ff. seien besonders sexualisiert gewesen, schreiben Popkultur-Chronisten und holen etwa Bill Clintons Techtelmechtel mit Monica Lewinsky als Beweisstück dafür hervor. Falls man Modekollektionen mit der passenden Droge paaren möchte, wäre Gucci die Garderobe der Konsumenten von stimulierendem, ach was: geil machendem Kokain gewesen.

Auf Euphorie folgt Ernüchterung im Leben, und bei Gucci folgte auf Ford Frida Giannini, die Mitte der nuller Jahre diesen als Kreativchef ablöste. Ihre Aufgabe war Konsolidierung, ihr Lösungsansatz: zurück zu den Designwurzeln von Gründer Guccio Gucci, zum Schal von Grace Kelly et cetera. Es war auch der Augenblick, als Modehaus-Chefs genug von ihren Stardesignern hatten. Diese waren zu aufmüppig und teuer geworden – Ford hatte insgesamt Saläre und Boni in dreistelliger Millionen-

höhe bezogen. «Die Marke ist der Star» war der letzte betriebswirtschaftliche Schrei. Unter Frau Giannini, deren romantischer Partner und Vater ihres Kinds zeitweise Gucci-CEO und also ihr Chef war, ging's bergab. Was sich erst zehn Jahre später, als einer ihrer Assistenten nachrutschte und sie ersetzte, wieder zu ändern begann.

Wer hätte gedacht, dass aus dem äusserlich ein wenig an Jesus Christus erinnernden, heute 48-jährigen Römer der nächste Gucci-Erlöser würde? Klar, im Nachhinein jede/jeder und deren Grossmütter, falls sie über Mode schrieben. Doch seinerzeit war die Beförderung als Verlegenheitslösung des neuen CEO Marco Bizzarri gewertet worden.

## Noch nicht weit genug

Auch interessant: Was macht es aus, dass Entwürfe eines Designers zu *must-haves* werden und die Marke dahinter unermesslich begehrenswert wird, während andere, die eigentlich äh-

lich aussehen, *just stink*, es nicht bringen, jedenfalls in den Augen der einzigen Modeexperten, die wirklich zählen, der Kunden nämlich, die zahlen? Riesenfrage. Wer die Antwort kennt, dem steht ein Leben in Reichtum und voller Ansehen bevor. Im Fall von Lallo, wie Alessandro in der Welt, in der sich alle mit Vornamen ansprechen, genannt wird, habe es damit zu tun, meinen Branchenkenner und Kommentatoren, dass er, selbst homosexuell, nicht bloss über *gender fluidity* (nichtbinäre Geschlechtsidentität), *diversity* (Diversität) und *inclusion* (Integration) rede, weil dies Public-Relations-Zwecken diene, sondern solche Werte anerkenne, hochhalte sowie in seinen Kreationen umsetze.

Die sehen dann ungefähr so aus: wie vom Dachboden der, zugegebenermassen, schicken Grossmutter (Seidenblusen fürs Kaffeekränzchen) oder aus der Secondhand-Boutique, in der der stilvolle Opa seine nicht mehr benötigten

## Micheles Kollektionen haben die Pandemie vorweggenommen.

Strickwesten loswird. Was man weiter sagen muss: Signor Micheles Kollektionen haben die Pandemie vorweggenommen – es sind Rühr-mich-nicht-an- oder Halte-besser-zwei-Meter-Abstand-Klamotten. Um nochmals eine Drogen-Analogie zu bringen: Outfits fürs Psychopharmaka-Nehmen, «Reich mir das Antidepressivum» oder «Wo bitte ist Serotonin drin?»

Einverstanden, was ein mittelalter, weisser, binärer Hetero-Mann (und gelegentlicher Modekritiker) davon hält, ist nebensächlich, wie es die Marke lange Zeit war. Wer zählt, sind die Generation-Z-Influencer und ihre Millennials-Beeinflussten. Und die lieben die Stücke. Deshalb sie in die Läden gehen, oder auf Websites, und vielleicht nicht gleich Tops für 1500 Franken/Euro/Dollar oder Jacken für 2500 kaufen; auch keine Zwangsjacken, von denen im Shop in Zürich bei meinem Besuch keine erhältlich war. Aber immerhin Turnschuhe, Taschen oder Parfüms, und zwar reichlich davon.

Über Geschmack lässt sich streiten. Über Zahlen weniger. Seit Alessandro Michele Guccis Chefkreativer ist, stieg die Aktie der Muttergesellschaft Kering um 232 Prozent. Die Papiere des Konkurrenten LVMH – die beiden Präsidenten und Milliardäre, Bernard Arnault respektive François Pinault, prügeln sich zwischen 1999 und 2002 sozusagen darum, wer den Bahrainern Gucci abkaufen durfte, Pinault gewann – legten in dieser Zeit um etwas mehr als halb so viel zu, 146 Prozent; der französische Gesamtmarkt, CAC-40-Index, brachte es gera

Mag sein, dass Lallo zu weit gegangen ist mit den Zwangsjacken. Aber noch nicht weit genug, wenn man die Entwicklung der Marke anschaut. Und das Potenzial, das Analysten der Aktie geben – *buy*.

## Bundeshaus

# Amherds Gespür für den Notstand

Mit spitzfindigen Argumenten wollte CVP-Bundesrätin Viola Amherd die Rückkehr zur Normalität verhindern. Es war nicht das erste Mal in der Coronakrise, dass sie sich als Hardlinerin gab.

Am 27. Mai verkündete Simonetta Sommaruga freudestrahlend, der Bundesrat werde per 19. Juni die ausserordentliche Lage beenden. «Wir gehen wieder auf die besondere Lage zurück. Und das bedeutet, dass der Bundesrat auf diesen Zeitpunkt hin einen Teil seiner weitreichenden Kompetenzen wieder abgibt.» Die Schweiz atmete auf. Wie sich aber jetzt herausstellt, waren nicht alle Bundesräte mit diesem Vorgehen einverstanden: Viola Amherd wollte den am 16. März verhängten Ausnahmezustand noch nicht aufheben.

«Es mag politisch wünschbar sein, aus der ausserordentlichen in die besondere Lage zurückzugehen. Rechtlich ist dies aber nicht möglich, solange Massnahmen ergriffen oder weitergeführt werden müssen, die sich nicht auf Artikel 6 des Epidemiengesetzes (EpG) abstützen lassen», schrieb Amherd in einem Mitbericht, mit dem sie den von Gesundheitsminister Alain Berset und anderen Bundesräten geplanten Ausstieg aus dem Notrecht bekämpfte.

Die Oberwalliserin stellte sich dabei auf den Standpunkt, man könne nicht Massnahmen, die der Bundesrat gestützt auf Artikel 7 (ausserordentliche Lage) des EpG getroffen habe, jetzt einfach mit Artikel 6 des EpG (besondere Lage) rechtlich absichern. Es ging vor allem um gesundheitspolizeiliche Massnahmen, die der Bundesrat gegen die Ausbreitung des Virus erlassen hat und die über den 19. Juni hinaus in Kraft bleiben werden.

### Sitzkrieg der Truppe

In anderen Departementen spricht man von einer juristischen Spitzfindigkeit, mit der sich die gelernte Juristin Amherd wohl bloss habe wichtig machen wollen. Denn das Bundesamt für Justiz (BJ) von Bundesrätin Karin Keller-Sutter, eine Art juristische Oberinstanz der Bundesverwaltung, hatte für das vom Gesundheitsminister gewählte Vorgehen längst grünes Licht erteilt. Und der Gesamtbundesrat entschied gegen Amherd für die Aufhebung des Notrechtes.

Dass sich die Verteidigungsministerin der Mittepartei CVP ins Abseits manövrierte, überrascht, zumal Wirtschaftsvertreter und Parlamentarier seit Wochen immer lauter ein Ende des Ausnahmezustandes fordern, darunter Amherds Oberwalliser Parteikollege, Ständerat Beat Rieder. Es ist allerdings nicht das erste Mal in der Corona-Krise, dass Bundesrätin Amherd im Gremium allein steht.



5000 Soldaten eingezogen:  
Verteidigungsministerin Amherd.

Als der Bundesrat am 16. März den Ausnahmezustand ausrief, die Grenzen sperrte und die halbe Wirtschaft stilllegte, wollte sie als Einzige darüber hinaus ein Ausgehverbot erlassen. Dazu kommt, dass sie die grösste Mobilmachung der Armee seit dem Zweiten Weltkrieg in die Wege leitete. Gegen 5000 Soldaten wurden eingezogen, was sich vor allem als Propagandaoffensive der Verteidigungsministerin herausstellte, die so die Tatkraft der Truppe unter Beweis stellen wollte.

Die Schweiz kam während der Corona-Krise nie in eine Situation, die ein derartiges Armeeaufgebot gerechtfertigt hätte. Bereits einen Monat nach der Mobilmachung mehrten sich kritische Berichte über Soldaten, die sich über mangelnde Beschäftigung beklagten. Statt der erwarteten Grosseinsätze fochten Amherds Soldaten einen Sitzkrieg aus und kämpften gegen aufsteigende Langeweile. Das Ganze ist noch nicht vorbei: Die letzten Soldaten, Militärpolizisten, die die Eidgenössische Zollverwaltung an der Grenze unterstützen, und Durchdiener, die in Genf und der Waadt ausländische Vertretungen schützen, sollen erst am 30. Juni ihren Corona-Einsatz beenden – nach dem Ende der ausserordentlichen Lage. *Hubert Mooser*

# Macrons Endspiel

Frankreichs Präsident Emmanuel Macron hatte Corona den «Krieg» erklärt, und die Franzosen folgten ihm gehorsam. Zu einen vermochte er sie nicht. Jetzt brechen die Fronten neu auf. Intellektuelle planen die unheilige Allianz der linken und rechten Souveränisten gegen den Präsidenten. Von Jürg Altwegg

«Wir sind im Krieg», bläute Macron den Franzosen ein. Sie erlebten die Epidemie wie das Debakel von 1940. Mit staatlichen Lügen wurde das Ausmass der Katastrophe kaschiert.

Der Ausnahmezustand wurde zum Remake der deutschen Besatzung: Ausgangsverbote, Bürokratie, Denunziation. «Das Virus ist wie die Gestapo», so der 98 Jahre alte Soziologe Edgar Morin, «unsichtbar, omnipräsent, plötzlich schlägt es zu, und du bist weg.»

Nicolas Baverez, Autor des Klassikers «La France qui tombe», nennt die Ursachen für das Versagen: die «Faszination für abstrakte Schemen», «Macht und Willkür der Verwaltung im jakobinischen Zentralstaat», das ideologische Denken und die «Verleugnung der Wirklichkeit».

Noch immer tobt ein Glaubenskrieg um das vom Marseiller Virologen Didier Raoult propagierte Malariamittel Chloroquin, das Trump prophylaktisch schluckt. Er spaltet das Land wie unter Vichy und wird zwischen verschiedenen Fronten – zwischen Provinz und Paris, Volk und Elite – ausgetragen.

## De Gaulles Gegenangriff als Vorbild

Die Ärzte, die seit drei Monaten regieren, sind nicht besser als die Politiker. Nach der Veröffentlichung der Chloroquin-Studie im Fachjournal *The Lancet* verbot das Gesundheitsministerium das Medikament umgehend. Didier Raoult hat die Gesundheitsexperten als «foireux» bezeichnet – so werden auch «Hosenscheisser» genannt. Er selbst wird in Marseille von den Fussballfans, Taxifahrern und der Müllabfuhr als Volksheld gefeiert. An das Ausgehverbot hält er sich nicht: «Wir haben fünfmal weniger Tote als in Paris.»

«Frankreich ist in die zweite Liga abgestiegen», konstatiert Nicolas Baverez. Als dies während des Zweiten Weltkriegs zum letzten Mal geschah, holte es General Charles de Gaulle aus der Versenkung. Dank seines Widerstands – dessen militärische Bedeutung für den Sieg eher gering war – und seines diplomatischen Geschicks vermochte sich Frankreich unter die Siegermächte zu reihen. Mit seiner Politik des «dritten Wegs» zwischen den Blöcken bewahrte de Gaulle Frankreichs weltpolitischen Rang.

Auf seinen Spuren wandelt nun Macron. Als erster Präsident hat er eine Zeremonie zur Erinnerung an die vergessene «Schlacht von Montcornet» vor achtzig Jahren organisiert, als ein Oberst namens de Gaulle einen Gegenangriff gegen die Deutschen führte. Obwohl de Gaulles



*Hoffnung auf eine neue Welt:* Präsident Macron.



Effort letztlich vergeblich war und die Panzerschlacht verlorenging, erinnerte Macron daran. Als wollte er von seiner Schwäche in der Corona-Krise ablenken, sagte er: «Die Niederlage war nicht vorhersehbar, das Debakel nicht unausweichlich» – und lässt den Geist von Montcornet in einer Rede der moralischen Aufrüstung der Nation aufleben.

### Mehrheit verloren

De Gaulle ist eine Hoffungsfigur, an die sich Macron gerne klammert. 1947 begründete der General in Strassburg die Sammelbewegung *Rassemblement du peuple français* (RPF) und beschwor die «Erneuerung der Republik», die

### Einen Erfolg kann er verbuchen: Deutschland hat die Corona-Bonds akzeptiert.

wir «aus dem Grab befreit haben [...], von der wir träumten, als wir für sie kämpften».

Der Zeitpunkt ist günstig: Vor 130 Jahren wurde de Gaulle geboren, gestorben ist er 1970. Nicht nur symbolisch setzt Macron auf sein Erbe. Nach dem Brexit verfügt Frankreich als einziges EU-Mitglied über einen Sitz im Sicherheitsrat und ist einzige Atommacht in der EU. Einen Erfolg kann er bereits verbuchen: Deutschland hat die Corona-Bonds akzeptiert.

De Gaulles Fünfte Republik ermöglicht Macron das Überleben im Amt, obwohl er im Parlament die Mehrheit und zu Beginn des Lockdowns die Kommunalwahlen verloren hat. Nach seiner Kriegserklärung gegenüber Corona blieben die Franzosen gehorsam. Doch eine «Union sacrée» – einen «geheiligten Bund» unter Aussetzung innenpolitischer Streitigkeiten, wie er zur Verteidigung der Nation im Ersten Weltkrieg zustande kam – verweigerten sie Macron.

### Neues intellektuelles Flaggschiff

Hemmungslos orientiert er sich inzwischen am Gesellschaftsprojekt des *Conseil national de la Résistance*, an Verstaatlichungen und Sozialstaat. Macrons historische Mission war dessen Modernisierung. Oder dessen «Abwicklung», wie seine Gegner argumentieren. Auch sie berufen sich auf de Gaulle, der einst den EU-Beitritt der Briten verhindert hatte. Der Philosoph Michel Onfray hat an Jean-Paul Sartres vierzigstem Todestag die Gründung einer neuen Zeitschrift bekanntgegeben. Sie heisst *Front populaire* und soll – wie Sartres *Temps modernes* nach 1945 – zum intellektuellen Flaggschiff einer neuen Epoche werden. Diese neue Volksfront aber ist nicht mehr ein Bund aus Kommunisten und Sozialisten wie jener der 1930er Jahre. Onfray predigt den «Schulterchluss der Souveränisten», der linken und rechten Kräfte, die sich dem Abbau der nationalen Souveränität und der Grenzen widersetzen.

Der Mangel an Schutzmasken und Medikamenten scheint ihnen recht zu geben.

«Corona ist das Ende des Maastricht-Staats», ist Onfray überzeugt. Er plädiert für de Gaulles «Europa der Vaterländer» und verkündet die «Allianz der Populisten» als politischen Imperativ. Für seine «Restauration der Republik» will er nach dem Vorbild Macrons den Graben zwischen links und rechts überwinden.

Marine Le Pen hat ihre Zustimmung signalisiert. Die einflussreiche *Nouvelle Droite* von Alain de Benoist zeigt sich interessiert. Der linksextreme Jean-Luc Mélenchon ist gewillt, Macron, «den Banditen», zu bekämpfen, «wie einst das Volk die Nazis» besiegte. Im Gegensatz zu Onfray hält er am jakobinischen Zentralstaat fest. Aber einig sind sie sich im Kampf gegen die «reductio ad Hitlerum» – die Gleichsetzung der Populisten mit den Faschisten. Bei Macron, der sich auf ein Duell mit Marine Le Pen ausrichtet, ist die Innenpolitik seit dem Scheitern der Reformen erst recht zum Programm geworden. Als «braune Pest» wurden die Gelbwesten bezeichnet, im Wahlkampf für das Europaparlament die «Sterne Europas gegen den Judensterne» mobilisiert.

### Raouls Grössenwahn

Ausgerechnet Didier Raoult, der sich zu Nietzsche bekennt, hat in Frankreich als Erster die Umwertung der Kriterien gewagt. Der in Paris als Populist verschriene Arzt, dem Psychologen zweifellos eine Prise Grössenwahn bescheinigen würden, hat sich mehrfach mit de Gaulle verglichen und das Establishment der Konformisten als «Pétain» bezeichnet. Irgendwelcher identitärer oder rechtsextremer Sympathien kann er nicht verdächtigt werden. Ausdrücklich bekennt sich Raoult zur Notwendigkeit von Eliten: «Ich bin das beste Beispiel dafür.»

Didier Raoult macht bei Onfrays Zeitschrift mit. Seither fürchtet man im Elysée, dass die Populisten einen Kandidaten präsentieren, der wie Macron das politische System überrumpelt und dessen Coup wiederholt. Längst haben nicht nur souveränistische Intellektuelle erklärt, dass sie im Falle einer Neuauflage des Duells Macron–Le Pen nicht mehr reflexartig – aus Antifaschismus – Macron wählen würden.

Zu ihnen gehört Demograf und Euro-Kritiker Emmanuel Todd, Verfasser von «*Les Luttes de classes en France au XXIe siècle*». Er will die Regierung vor ein Gericht stellen, nach dem Beispiel der *épuration*, der antifaschistischen Säuberung – mit 10000 Toten –, die auf die Kollaboration folgte. «Wir müssen ein Exempel statuieren. Mit Geld- und Gefängnisstrafen. Die französische Gesellschaft braucht eine Moral. Wenn die sozialen Probleme nicht gelöst werden, wird die nächste Etappe nicht der zivilisierte Klassenkampf sein. Sondern ein Bürgerkrieg.»

Macron verkörperte einst die Hoffnung auf eine neue Welt. Inzwischen erscheint seine Ära als historisches Endspiel.



### Inside Washington

## Big Twitter Brother

Twitter hat neu einen Fakten-Wächter. Er bezeichnet Trump als «echten Nazi».

Letzte Woche überquerte Twitter den digitalen Rubikon. Zum allerersten Mal kennzeichnete der Social-Media-Riese einen Tweet von ArealDonaldTrump mit einem anklagenden blauen Ausrufezeichen, um leichtgläubige Leser zu warnen, dass der beleidigende Trump-Tweet irreführend sei.

Doch kaum war Twitter in die berüchtigte Grauzone der politischen Faktenprüfung eingedrungen, entdeckten aufmerksame Beobachter, dass der «Leiter der Website-Integrität», Yoel Roth, ein virulenter Feind von Präsident Trump, den Republikanern und Amerikas konservativer Mittelschicht ist.

Roth beschreibt seine Arbeit als das Ausmerzen von «Fehlinformationen», «damit die Leute glaubwürdige und authentische Informationen auf Twitter finden können». So war es überraschend zu erfahren, dass Roth anscheinend glaubt, dass Trump und seine Regierung «ECHTE NAZIS IM WEISSEN HAUS» sind, wie er zwei Tage nach Trumps Amtseinführung twitterte. Der Journalist Dave Rubin bemerkte (auf Twitter): «Wenn Twitter nicht beweisen kann, dass Trump ein echter Nazi ist, müssen sie vielleicht ihren eigenen Sprecher entlassen.»

Offenbar überzeugt, dass das Dritte Reich auferstanden sei, verglich Roth die Beraterin des Weissen Hauses, Kellyanne Conway, mit dem Nazi-Propagandisten Joseph Goebbels. Was die konservative Mittelschicht in Amerikas Zentrum betrifft, so spottete Twitters Moralwächter: «Ich sage nur, wir fliegen über diese Staaten, die aus einem bestimmten Grund für einen rassistischen Mandarin gestimmt haben.» Trump-Herausforderer Joe Biden veröffentlichte am Montagabend den höchst aufrührerischen und wohl irreführenden Tweet: «Er [Trump] setzt das amerikanische Militär gegen [sic] das amerikanische Volk ein. Er hat friedliche Demonstranten mit Tränengas vergast ...» Wurde der Tweet mit einer Warnung versehen? Dreimal darf man raten ... Amy Holmes

# «Säen und Ernten»

Sexualität ist ein Seismograph im Magma der Gesellschaft. Ändern sich die soziokulturellen Gepflogenheiten, ändert sich der Sex. Ein Gespräch mit der Sexologin Andrea Burri über das Paarungsverhalten der Schweizer, Sexspielzeuge, Orgasmen und weshalb Sex kompliziert geworden ist. *Von Michael Bahnerth und Roman Zeller*

Wir führten das Interview mit der Sexualwissenschaftlerin Andrea Burri, 40, am Vormittag im Gartenrestaurant des Zürcher Landesmuseums. Der Morgen war wie ein angenehmer Softporno; die Sonne warf kleine Strahlen fast zärtlich auf den runden Tisch, die Luft war von einer kühlenden Wärme, und das Gespräch floss lieblich dem Mittag entgegen. Vielleicht deshalb fiel in diesen anderthalb Stunden nie das Wort Liebe. Das ist vielleicht die wichtigste Frage, die ungeklärt blieb. Nicht jene, ob Sex ohne Liebe auskommt, das ist klar, sondern vielmehr die, ob Liebe generell ohne Sex auskommt. Und ob diese beiden Grundbedürfnisse des Menschen zu Unrecht stets im selben Atemzug genannt und verflochten werden. Alles andere zum Paarungsverhalten unserer Zeit fand Antworten.

**Frau Burri, der Lockdown neigt sich dem Ende zu, das Social Distancing sehen viele lockerer. Es ist Frühling. Was bedeutet das für das Paarungsverhalten der Schweizer?**

Es gehen jetzt alle zu Callboys und Nutten und lassen die Sau raus. Nein, natürlich nicht. Ich denke, es wird eine harmonische Auslaufphase geben, zwei, drei Wochen lang vielleicht, aber danach werden andere Dinge wieder in den Fokus geraten. Die Existenzsicherung etwa, weil nicht wenige ihren Job verlieren könnten.

**Der Lockdown war für Paare die Zeit des Teilens eines kleinen Nestes, das sie nur gelegentlich verlassen konnten. War deshalb das Bedürfnis nach Orgasmen und die explosive Befreiung, die ein Orgasmus mit sich bringt, grösser?**

Absolut. Sex ist, nicht für alle, aber für viele, auch eine Bewältigungsstrategie. Die Menschen hatten auch Zeit dafür. Normalerweise geht man zusammen in die Ferien, zwei Wochen, geniesst die Zeit, und danach ist es wie zuvor. Ich habe das Gefühl, dass es für viele Paare eine Chance und eine sexuell aktivere Zeit war, weil der Alltagsstress nicht so sehr auf ihnen lastete und die Zeitroutine. Wenigstens am Anfang. Auf der anderen Seite aber führte dies bei einigen auch zu Dichtstress und Überdruß. Wir werden in ein paar Monaten sehen, was übrigbleibt – mehr Geburten oder Scheidungen. Aber wenn, wie jetzt, der Alltag seine Routine wiedererlangt, wird auch die se-

xuelle Aktivität in ihren Normalzustand zurückkehren.

**Der sexuelle Normalzustand: Wie viel Sex haben Schweizer im Vergleich zu früher, vielleicht den 1960er und 1970er Jahren? Zumal wir ja in Zeiten leben, in denen Sex allgegenwärtig scheint.**

Das scheint mir bloss eine Verzerrung zu sein, dass in diesen vergangenen Zeiten so viel gevögelt wurde. Flower-Power und Woodstock, das waren Mikrokommunen. Aber grundsätzlich, das zeigen Studien, scheint es so zu sein, dass Menschen heute weniger Sex haben als in den 1970ern.

**Viel weniger?**

Ja. Um die Hälfte weniger. Paare hatten damals im Durchschnitt zwei- bis dreimal Sex die Woche. Heute oft nur noch einmal, wenn überhaupt. Es scheint uns nur so, dass wir heute viel mehr Sex hätten. Das liegt daran, dass die sexuelle Selbstinszenierung so inflationär geworden ist. Fast jeder tut, als wäre er hypersexuell. Geil zu sein, gehört zum Zeitgeist, wer nicht mitmacht, ist raus. Man

---

**«Kommt der Mann sexuell fordernd daher, ist er ein Macho. Tut es die Frau, ist sie eine Emanze.»**

---

muss Handschellen geil finden, jede muss einen Kardashian-Hintern haben, jeder ein Sixpack. Das erzeugt einen unglaublichen Druck, der sich auf die Libido auswirkt. Gerade bei Frauen ist die Sexualität auch sehr kognitiv geprägt.

**Das heisst, wir haben halb so viel Sex wie vor fünfzig Jahren, weil wir uns selber stressen?**

Vielleicht auch, es gibt aber nicht nur diesen einen Faktor. Wir sind, viel mehr als damals, eine Leistungsgesellschaft. Das widerspiegelt sich im Sex, er verliert sein entspannendes Element. Ich kann mir auch vorstellen, dass der Rückgang der gelebten Sexualität, also des Geschlechtsverkehrs, mit dem Rollenverständnis zu tun hat. Dass Frauen und Männer nicht mehr genau wissen, was ihre Rolle ist.

**Sie sprechen den Verlust des alten Prinzips «Mann liegt oben, Frau unten» an?**

Das ist zu simpel. Der Mann war lange Zeit selbstverständlich der Initiator: «Ich will jetzt», und die Frau musste auch wollen. Jetzt weiss der Mann nicht mehr, was pas-

siert, wenn er sich so verhält wie früher. Er riskiert einen Aufschrei oder seinen sozialen Niedergang. Und weil er nicht mehr das auslösende Element ist, muss die Frau aktiv werden. Gleichzeitig darf sich die Frau, das hat sie gelernt, nicht zu billig hergeben. Das Resultat ist eine Identitätsverwirrung. Manchmal habe ich den Eindruck, wir können unseren Trieben keinen normalen Ausdruck mehr verleihen in jenem Rahmen, in dem es für beide stimmt.

**Das heisst, Gleichberechtigung kann in der Sexualität nicht funktionieren, weil es um Macht geht und ihr Skript ein uraltes Rollenverhalten ist?**

Ja, aber nicht Macht ausschliesslich im Sinne von Unterdrückung. Männer sind Testosteron-Wesen, sie wollen erobern. Das ist per se nichts Negatives, es ist etwas Natürliches.

**Und jetzt macht die Gleichberechtigung den Mann zum Schlappschwanz?**

Ein wenig, ja. Wir wissen wirklich kaum mehr, wie wir uns verhalten sollen. Kommt der Mann sexuell fordernd daher, ist er ein Macho. Tut es die Frau, ist sie eine Emanze. Das Resultat ist kein Sex. Dabei ist Sex im Grunde etwas Einfaches, etwas Natürliches, wie alle Grundbedürfnisse.

**Wenn das so weitergeht und alle nur über Sex reden oder daran denken, haben wir irgendwann noch weniger bis gar keinen mehr?**

Mag sein. Man sieht die Komplexheit ja auch beim Essen. Das ist auch schwieriger geworden, Veganer, Vegetarier, Glutenallergie und so weiter. Nur machen wir ein Riesen-Tamtam daraus. Sex ist mal so, mal so. So ist das eben. Mal hat man Lust auf ein opulentes Dinner, mal auf einen Snack. Manchmal verstehe selbst ich das nicht, diese Leistungsorientierung der Sexualität.

**Aber es besteht die Tendenz, dass wir eine Gesellschaft von Onanisten werden könnten?**

Ja, weil beim Masturbieren ich bestimmen kann, es ist zielorientiert. Deswegen boomt ja der Markt der Sextoys auch gerade so. Letzthin bekam ich 24 Sextoys zugesandt, etwa 20 davon dienten zur Selbstbefriedigung.

**Sex mit Objekten anstelle von Menschen?**

In diese Richtung läuft es: Ich will es so, wie's mir passt, und mir nicht die Zeit nehmen, um mich – so ist es beim Daten ja auch – wirklich auf den Partner einzulassen. Dann nimmt Frau den Womanizer, der die



«Kennen Sie die T-Shirt-Schnüffel-Studie?» Sexualwissenschaftlerin Burri.

perfekte Technologie hat und den man nur auf die Klitoris drücken muss. Da muss man keinem Partner sagen: «Mach das mit der Zunge so und so!» Was auf der Strecke bleibt, ist die Kommunikation, die Sex ja auch ist, das gemeinsame Säen und Ernten der Sexualität. Ich habe gehört, dass jetzt bald ein revolutionäres Sextoy für den Mann auf den Markt kommen soll.

#### **Eine Penispumpe?**

Es ist noch streng geheim offenbar, soll aber ganz toll sein, ein Manizer, der einen

«Orgasmus, wie die Frau ihn hat» verspricht. Nur, will der Mann das?

Ähh...

Genau. Weil das heisst, dann meist keinen, weil viele Frauen gar nicht kommen.

#### **Erzählen Sie uns etwas über den weiblichen Orgasmus.**

Es gibt Theorien, die davon ausgehen, dass der Orgasmus der Frau keine Funktion habe. Dass er ein phylogenetisches Überbleibsel des Männlichen sei. Physiologisch braucht es den Orgasmus der Frau nicht. Wahrscheinlich dient er dem Bonding und

ist dazu da, dass die Frau stets wieder Sex will, obwohl sie weiss, dass sie die Hauptlast der Folgen zu tragen hat. Ohne hätte sie ja keine Motivation, immer und immer wieder die Beine breit zu machen.

#### **Weiss man, wie sexuelle Vorlieben entstehen?**

Ja und nein. Es ist wie alles bio-psycho-sozial. Wir verfügen über eine biologische Prädisposition. Welche Gene – und es sind höchstwahrscheinlich Hunderte, nicht nur eines –, das hat man noch nicht identifiziert. Hinzu kommt dann eine Gen-Umwelt-Interaktion. Ein Mensch trägt eine Genkombination in sich, die zu einer Prädisposition von – zum Beispiel – Exhibitionismus führt. Irgendwann wird das geweckt, vielleicht, weil einer beim Onanieren von seiner Tante erwischt wurde und dieses Moment als so geil empfand, dass er es immer wieder reproduzieren möchte.

#### **Leben wir in Zeiten, in denen sich das Konzept der Monogamie gerade verabschiedet?**

Ja. Wobei ich finde, dass es noch nie eine absolute Legitimität besass. Ich verstehe nicht, weshalb wir in diesen Dichotomien denken: monogam versus polygam und so weiter. Ich glaube, die Sexualität verhält sich fluktuierend, das heisst, es kann sein, dass das Bedürfnis, mit einem Partner zusammen zu sein, sich verflüchtigt. Es ist wie mit homo oder hetero: Man muss sich stets schubladisieren, sich entscheiden für immer und ewig. Aber das ist nicht so, es kann sich ändern.

#### **Gibt es physiologische Indikationen für einen guten Sexualpartner?**

Es gibt Studien, die sagen: ja. Kennen Sie die T-Shirt-Schnüffel-Studie, nein? Frauen mussten an T-Shirts riechen, die eine Reihe von Männern getragen hatten. Es stellte sich heraus, dass sie den Mann am attraktivsten fanden, der ein komplementäres Immunsystem hat. Um dem möglichen Nachwuchs das beste Immunsystem zu gewährleisten. Man nennt das den Major Histocompatibility Complex.

Das heisst, man glaubt nur, dass man frei wählt, obwohl die Wahl schon getroffen ist?

Könnte sein.

#### **Ab wann lässt das sexuelle Begehren nach, wenn überhaupt?**

Es lässt tendenziell nach, wenngleich auch nicht bei allen gleich stark. Ich hatte einen 89-jährigen Patienten, seine Frau war 75. Er kam, weil er sich sexuell optimieren wollte. Er dachte, mit seiner Frau stimme was nicht, er könne sie gar nicht mehr wirklich penetrieren. Ich habe mit der Frau geredet. Sie sagte, ihr Mann sei so alt, und meistens finde er den richtigen Eingang nicht mehr, aber sie lasse ihn im Glauben, dass alles gut sei. ○

# Eigentlich ergänzen sie sich ja perfekt

Die Freisinnigen loben das Teamwork ihrer Bundesräte Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis. In Wahrheit wächst die Rivalität zwischen der Ostschweizerin und dem Tessiner.

Von Hubert Mooser



*Es ist kompliziert:*

FDP-Bundesräte Cassis und Keller-Sutter.

Es war ein verräterisches Zeichen: Die erste Reise ins Ausland nach der Corona-Krise tat nicht wie erwartet Aussenminister Ignazio Cassis, sondern Justizministerin Karin Keller-Sutter. Sie flog am 28. Mai zu einem sogenannten Arbeitsgespräch mit dem österreichischen Innenminister Karl Nehammer nach Wien. Bei dem Treffen sei es um schrittweise Lockerungen der Einreisebestimmungen sowie die Aufhebung sämtlicher Reisebeschränkungen zwischen der Schweiz und Österreich gegangen, teilte das Justizdepartement mit.

## Stänkern in ungezwungener Runde

Allerdings hätte Keller-Sutter deswegen nicht nach Wien abheben müssen. Die Grenzöffnungen waren schon vorher mit den Österreichern telefonisch abgesprochen. Die Reise hatte wohl vor allem symbolischen Charakter. Nach zwei Monaten Corona-bedingter Auslandsabstinenz der Bundesräte war die Visite in Wien ein Signal dafür, dass auch die internationalen Beziehungen sich normalisierten.

Es sei wieder einmal typisch Keller-Sutter, dass sie sich vorgedrängt habe, lästerten Stabmitarbeiter anderer Bundesräte. Ob sich die Justizministerin tatsächlich vordrängte oder der charmante Tessiner ihr den Vorzug liess, ist allerdings unklar. Die Episode passt aber perfekt ins Bild von Karin Keller-Sutter: ehrgeizig, gestaltungsfreudig, öffentlichkeits-suchend. Tatsächlich habe die Ostschweizerin einen Führungsanspruch, wie ein Zentralschweizer FDP-Parlamentarier sagt. Das führt nicht immer zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Cassis und Keller-Sutter.

Die von der *Weltwoche* kontaktierten Freisinnigen sind zwar alle überzeugt, dass ihre Bundesräte ein harmonisches Tandem bilden. Man bekommt aber einen anderen Eindruck, wenn man bei einer ungezwungenen Runde das Umfeld der Justizministerin über den Aussenminister stänkern hört. So geschehen nach einem Artikel in der *NZZ*, in dem Cassis sich als Pandemieexperte und Krisenmanager feiern liess. Sein Beitrag im Bundesrat zur Bewältigung der Pandemie stehe in keinem Verhältnis zur Darstellung der Zeitung, kritisieren Keller-Sutters Leute. Hinter solchen Sticheleien steckt mehr als der blosser Neid auf einen Parteikollegen. Hier brechen Rivalitäten auf.

Wie die zwei FDP-Bundesräte auseinanderdriften, zeigte sich während der gesamten Corona-Krise. Beide FDP-Magistraten mussten

kräftig die Propagandatrommel schlagen, damit man sie noch wahrnahm. Als im April Wirtschaft und Parlamentarier immer energischer Lockerungen des Notrechtsregimes verlangten, war Cassis für harte Massnahmen. Er half tatkräftig mit, einen Antrag von SVP-Bundesrat Ueli Maurer für ein schnelleres Ende des Shutdowns zu versenken. Eine Woche später und auf sanften Druck der Wirtschaft und wohl auch seiner Partei überraschte Cassis alle mit einer spektakulären 180-Grad-Wende: Er verlangte plötzlich eine noch radikalere Öffnungsstrategie als Maurer. Das Anliegen war chancenlos. Interessant war aber, dass auch Keller-Sutter ihn im Regen stehen liess.

Zwischen den beiden FDP-Magistraten gebe es halt Spannungen wie einst zwischen den beiden CVP-Bundesräten Ruth Metzler und Joseph Deiss, vermutet eine CVP-Nationalrätin. Damals war ein Bundesratssitz der CVP bedroht, heute ist es ein Sitz der FDP. Die erste Attacke der Grünen scheiterte zwar kläglich. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass bei den Erneuerungswahlen in dreieinhalb Jahren eine Mitte-links-Koalition einen weiteren Angriff auf den FDP-Sitz starten wird, sofern die Freisinnigen weiter Wähleranteile verlieren und Mitte-links nochmals zulegen sollte.

## Katz und Hund

Keller-Sutter ist in gewisser Weise das Gegenmodell zum Tessiner. Bei ihr ist immer alles perfekt. Sie könne an einem x-beliebigen Arbeitstag spontan im britischen Königshaus zum Nachmittagstee erscheinen, ohne dabei in irgendeiner Form das Hofzeremoniell zu verletzen, sagen Vertraute. Cassis trampft dagegen unbekümmert in jedes aussenpolitische Minenfeld.

Der Tessiner wuchs mit drei Schwestern auf, Keller-Sutter mit drei Brüdern. Die Ostschweizerin ist das Hätschelkind der Journalisten. Die Linke hofiert sie wie eine Säulenheilige, seit sie für die von der SP lancierte Überbrückungsrente eine Lanze gebrochen hat. Cassis kann sagen und tun, was er will, er kommt in den Medien meistens schlecht weg. Für die Linke ist er ein rotes Tuch, weil er das EDA umkrempelt und die Aussenwirtschaftspolitik wieder stärker gewichtet als seine Vorgänger. Sie kommt als kühle Blonde aus dem Norden daher, er als temperamentvoller Südländer. Als Paar würden sie sich perfekt ergänzen. Als politisches Tandem ist das Zusammenleben komplizierter.

Die beiden FDP-Bundesräte erwischten bereits einen schwierigen Start. Keller-Sutter hätte nach ihrer Wahl in die Landesregierung gerne das Wirtschaftsdepartement übernommen. Aber da stand ihr SVP-Bundesrat Guy Parmelin als dienstälterer Bundesrat im Weg. Mit der Hilfe von Cassis und den beiden Sozialdemokraten hätte sie den SVP-Bundesrat jedoch ausbremsen können. Dem Vernehmen nach soll ihr Cassis aber die Gefolgschaft verweigert haben. Wahrscheinlich sind die beiden auch deswegen ein bisschen wie Hund und Katz.

Keller-Sutter hat dann schnell gemerkt, dass sie im politisch weniger interessanten Polizei- und Justizdepartement Macht und Einfluss gewinnen kann, wenn sie bei Geschäften das Zünglein an der Waage spielt. Sie selber nennt dieses Taktieren zwischen linkem und rechtem Lager «Brücken bauen». Unter diesem Titel kann sie sich Dinge erlauben, die jeden anderen FDP-Politiker in Erklärungsnotstand brächten, zum Beispiel die Zustimmung zu einer Überbrückungsrente für ausgesteuerte Arbeitslose über sechzig Jahre. Das macht die Zusammenarbeit mit dem stramm rechts politisierenden Aussenminister nicht einfacher. Wer den besseren Draht zur Partei hat, ist schwer zu sagen. Eine Zeitlang schien es, als komme Cassis mit seinem Kurs bei den Parteileuten besser an als Keller-Sutter, die sich auch weniger dreinreden lässt als der Tessiner.

### Dorniges EU-Dossier

Das kann für die FDP zur Belastungsprobe werden, wenn sich ihre beiden Bundesräte politisch in die Quere kommen – wie beim dornigen EU-Dossier. Keller-Sutter zeigte sich eher skeptisch, was den von Cassis' Unterhändler mit Brüssel ausgehandelten institutionellen Rahmenvertrag angeht. Viele der darin enthaltenen Bestimmungen sind im Parlament umstritten. Der in diesem Dossier federführende Aussenminister wollte den Vertrag dennoch möglichst rasch unterzeichnen. Anlässlich einer Parteiklausur in Engelberg, bei der Keller-Sutter krankheitshalber fehlte, brachte er die FDP mit Hilfe der Ständeräte Philipp Müller und Damian Müller auf Kurs. Die Fraktion stellte sich, so gab es Fraktionschef Beat Walz später zu Protokoll, ohne Wenn und Aber hinter den Vertrag.

Später funkte Keller-Sutter dazwischen und setzte ihren Fahrplan durch. Sie wollte zuerst die Begrenzungsinitiative der SVP bodigen und erst danach den Streit um den Rahmenvertrag bereinigen. Und sie kam damit prompt durch. Das erweckt den Eindruck, dass die Justizministerin bei der Europapolitik das Kommando an sich gerissen hat. Die FDP dementierte. Jetzt lässt Keller-Sutter den Aussenminister erneut schlecht aussehen, indem sie den ersten Auslandsbesuch eines Bundesrates nach der Corona-Krise absolvierte. ○

## Lebensläufe

# Dramatische Lidschatten

Sie ist eine der glanzvollsten Sängerinnen Italiens, obwohl sie seit Jahrzehnten nicht mehr auftritt: «Mina», klug und ikonisch, lebt in Lugano und ist achtzig Jahre alt geworden.



Ferrari, Chianti, Fellini – und eben Mina: Stilikone Mazzini.

Seit vierzig Jahren singt sie auf keiner Bühne, seit über zwanzig ist sie nicht mehr öffentlich zu sehen, gibt keine Interviews, keine TV-Auftritte, noch nicht mal Paparazzi-Bilder gibt es. Dennoch: Mina Mazzini, kurz «Mina» genannt, ist bis heute die ikonischste Sängerin, die Italien je hatte, in lange Seidenroben gekleidet, mit blondgefärbten Haaren, aufwendigem Sechziger-Jahre-Schmuck und rasierten, künstlich nachgezeichneten Augenbrauen. Niemand trug Lidschatten so schwermütig-chic und seltsam asymmetrisch auf wie Mina. Ins Tonstudio auf der Via Gregoriana fuhr sie in Unterwäsche und Pelzmantel. Dort angekommen, liess sie sich aufwendig ankleiden, dann ging es los: die Samstagabend-Show von Rai 1.

1959 begann Mina, 1940 als Mina Anna Maria Mazzini in der Lombardei geboren, im italienischen Fernsehen zu singen, und sie hat bis heute nicht aufgehört. Jedes Jahr veröffentlicht sie, auch «La tigre di Cremona» genannt, ein Album, insgesamt sind es knapp siebzig. Entdeckt wurde Mina, eigentlich gelernte Buchhalterin, im Sommerurlaub in einem Nachtclub, ihr letzter Live-Auftritt fiel in das Jahr 1974: Mina war, zusammen mit Raffaella Carrà, Gastgeberin der Musiksendung «Milleluci», sang ihr letztes Lied «Non gioco più» («Ich spiele nicht mehr») und gab ohne Begrün-

dung ihren Rückzug von der Bühne bekannt. 1978 trat sie noch einmal auf einem Konzert in Viareggio auf.

### Rausschmiss aus TV-Sender

Mina war Stilikone. Vor allem aber sang Mina. Ihre Stimme umfasste drei Oktaven, sie sang Pop, Swing, Rock 'n' Roll, sang in einer Zeit – als dies zumindest für Frauen in Italien noch unerhört war – von Zigarettenrauchen («Ta ra ta ta») und Sex, ohne verliebt zu sein («L'importante è finire»), oder einfach nur vom nonchalanten Sein als Frau. Sie sang mit jedem, der in Italien Rang und Namen hatte, Ennio Morricone schrieb für Mina die Liedserie «Se telefonando», viele ihrer Lieder wurden in die Soundtracks der Filme der Zeit aufgenommen; Monica Vitti, Alain Delon, Filme von Antonioni oder Almodóvar strahlen uns bis heute von Leinwänden entgegen, begleitet von Minas Stimme.

In Deutschland und der Schweiz war Mina 1962 beliebteste Sängerin, zog 1966 nach Lugano, wo sie bis heute mit ihrem dritten Mann, dem Kardiologen Eugenio Quaini, lebt. 1963 hatte Rai die Sängerin rausgeschmissen: Mina war von dem verheirateten Schauspieler Corrado Pani schwanger und sagte dies auch öffentlich. Doch Mina war zu beliebt, kam nur ein Jahr später mit Glanz und Popanz für die TV-Show «La fiera dei sogni» zurück.

Jahre nach ihrem Rückzug von der Bühne begann Mina überraschenderweise zu schreiben, schrieb intelligent, kultiviert und aufschlussreich für *La Stampa* und von 2003 bis 2017 die wöchentliche Kolumne «Mina per voi» in der italienischen *Vanity Fair*, beriet in der Manier alter *Bravo*-Hefte Menschen aller Altersgruppen im Alltag und bei grösseren Fragen, zu Eheproblemen, Reisewünschen, Glaubensfragen, meist allerdings ging es um Mann-Frausachen – elegant, *sophisticated* wie Mina selbst: im Aussehen nie ganz von dieser Welt, glamourös und immer etwas selbstironisch, ausserordentlich dramatisch, sphärisch entrückt. Diesen März ist Mina achtzig Jahre alt geworden.

Italien hat Dinge hervorgebracht, die für mehr stehen als sie selbst: Ferrari, Chianti, Fellini und eben Mina – mit grossem Lächeln und schönen Handgesten. *Peter Keller*



Europa

## Vergeude keine Krise

Die EU-Führung will die Mitgliedsländer bei der Bewältigung der Corona-Schäden unterstützen. Das gibt der Umverteilung und der Zentralisierung einen neuen Schub.

Von Roland Vaubel

«Lass keine Krise ungenutzt verstreichen», riet Machiavelli seinem Fürsten. Noch sarkastischer hat es Winston Churchill ausgedrückt: «Never waste a crisis!»

In der Krise wird plötzlich vieles möglich, was vorher aus guten Gründen tabu war. Die Regierenden versuchen, mehr Macht über die Bürger zu gewinnen – nicht nur für die Dauer der Krise, sondern möglichst darüber hinaus. Sie schaffen Präzedenzfälle, die die Zukunft bestimmen. Tatsächlich zeigt die wirtschaftshistorische Forschung, dass der scheinbar unaufhaltsame Anstieg der Staatsquote (Staatsausgaben als Anteil des Bruttoinlandsprodukts), der sich in den letzten 150 Jahren in allen Industrieländern ereignet hat, nicht so sehr auf viele kleine, fast unmerkliche Zuwächse, sondern vielmehr auf einige grosse Sprünge zurückzuführen ist, die in Krisenzeiten durchgesetzt und danach nicht wieder rückgängig gemacht wurden.

### Klares Kriterium fehlt

In der gegenwärtigen Corona-Krise ist diese Strategie vor allem bei den EU-Institutionen zu beobachten. Beispiele liefern die Europäische Kommission, der sogenannte Europäische Stabilitätsmechanismus (ESM) und die Europäische Zentralbank (EZB). Schon seit langem stört es die Kommission, dass sie ihren Haushalt nicht mit Schulden finanzieren darf. Laut Vertrag und Haushaltsordnung muss ihr Budget ausgeglichen sein. In der Vergangenheit hat sie immer wieder versucht, diese Fessel zu sprengen – zum Beispiel am 6. Dezember 2017 mit ihrem sogenannten Nikolaus-Paket, einem «Fahrplan» für die Umgestaltung der Euro-Zone bis hin zu einem schuldenfinanzierten Euro-Zone-Haushalt. Die Finanzierung blieb umstritten.

Doch Anfang April, als die Corona-Krise in Fahrt kam, präsentierte die Kommission einen neuen Vorschlag, der es ihr erlauben wird, einen Teil des Haushalts durch Schulden zu finanzieren: EU-Staaten, deren tatsächliche oder geplante öffentliche Ausgaben aufgrund von Kurzarbeitsgeld oder ähnlichen Massnahmen zur Bewältigung der Corona-Krise erheblich ansteigen, sollen aus dem EU-Haushalt zinsgünstige Kredite erhalten können. Als Finanzierung dienen Anleihen der Kommission, die auf dem Kapitalmarkt platziert und von den Steuerzahlern der Mitgliedstaaten garantiert werden. Der Vorschlag wurde angenommen.

Ging es bei dem «Nikolaus-Paket» noch um asymmetrische Schocks als Interventionsgrund, so wurde nun auf diese Voraussetzung verzichtet. Denn der Corona-Schock hat alle Mitgliedstaaten getroffen; unterschiedlich sind die Erfolge bei seiner Bekämpfung. Für die Beendigung des Programms gibt es weder eine feste Frist noch ein klares Kriterium. Darüber entscheidet die Kommission.

Am 21. Mai legte die Kommission nach: mit einem Vorschlag für die wirtschaftliche Erholung nach der Corona-Epidemie. Erneut ver-



Vieles wird möglich, was vorher tabu war.

sucht die Kommission, das Verschuldungsverbot zu knacken. Über den Macron-Merkel-accord hinaus schlägt sie einen gigantischen «Recovery Fund» von 750 Milliarden Euro vor. Auch er soll durch EU-Anleihen finanziert werden, für deren Rückzahlung die Mitgliedstaaten geradestehen. Da die Anleihen aus dem EU-Haushalt bedient werden sollten, müssten neue Einnahmequellen erschlossen werden, und der Haushalt würde seine traditionell gültige Obergrenze überschreiten. Der Fonds soll im Rahmen der «Kohäsionspolitik» des EU-Haushalts Zuschüsse und zinsgünstige Kredite an die besonders pandemiegeschädigten Mitgliedstaaten

geben. Die Kommission will aber nicht nur die Corona-Schäden heilen, sondern auch mit einer «Strategic Investment Facility» Industriepolitik betreiben und mehr Einfluss auf die Wirtschaftspolitik der Mitgliedstaaten gewinnen: Wie schon im «Nikolaus-Paket» vorgesehen, sollen diejenigen Mitgliedstaaten belohnt werden, die die wirtschaftspolitischen Empfehlungen der Kommission akzeptieren.

### Es brechen die Dämme

Auch beim ESM hat man es verstanden, die Krise für eigene Zwecke zu nutzen. Auch er verschafft sich mehr Spielraum, indem er eine wichtige Bedingung für seine Kreditvergabe über Bord wirft. «Die Gewährung aller erforderlichen Finanzhilfen im Rahmen des Mechanismus wird strengen Auflagen unterliegen», heisst es in den Verträgen (Art. 136 Abs. 3 AEUV\*). Für die Corona-Kredite des ESM sind jedoch keine strengen Auflagen vorgesehen. Der zitierte Absatz mit den Auflagen war damals im Frühjahr 2011 eingefügt worden, weil der 2010 errichtete Hilfsfonds für Griechenland gegen einen anderen Artikel (Art. 125 AEUV) versties. Der Rechtsbruch von 2010 sollte 2011 nachträglich geheilt werden. Nun wird auch gegen die nachträgliche Heilung verstossen.

Die EZB hat wichtige Bedingungen für ihre Ankäufe von Staatsanleihen über Bord geworfen. Galten für das vorhergehende Ankaufprogramm PSPP noch die Beschränkungen, dass die Zentralbank nicht mehr als ein Drittel der ausstehenden Staatsanleihen eines Landes aufkaufen durfte und dass die Zusammensetzung der gesamten Anleihekäufe dem Kapitalschlüssel der EZB entsprechen musste, so hob die Notenbank diese Bedingungen für ihr Corona-Programm, die Europarente PEPP auf. Das deutsche Bundesverfassungsgericht hat dies in seinem Urteil vom Mai gerügt. Es sieht darin den Übergang zur verbotenen monetären Staatsfinanzierung. Das wirft die Frage auf, ob sich die Deutsche Bundesbank weiterhin an den PEPP-Anleihekäufen beteiligen darf. Alles in allem: In der Krise steigt nicht nur die Staatsquote, es brechen auch die Dämme, die gegen die Zentralisierung politischer Macht errichtet wurden.

Roland Vaubel ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre der Universität Mannheim.

\* Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union (AEUV)

# Omertà um Captain Rackete

Ausgerechnet das deutsche Rettungsschiff «Sea-Watch 3» brachte vor einem Jahr drei Folterknechte der Schlepper-Mafia von Libyen nach Italien. Die peinliche Nachricht wird systematisch verschwiegen.  
Von Alex Baur

Letzte Woche, am 28. Mai, verurteilte ein Gericht in Messina Mohamed Condé (27) aus Guinea sowie die beiden Ägypter Hameda Ahmed (26) und Mahmoud Ashuia (24) wegen Folter, Vergewaltigung und Beteiligung an einer kriminellen Organisation zu je zwanzig Jahren Gefängnis. Die drei Afrikaner wurden für schuldig befunden, als Mitglieder einer libyschen Schlepperbande Migranten systematisch gequält zu haben, um Geldüberweisungen zu erpressen. Wie Staatsanwalt Maurizio de Lucia erklärte, wurde das Urteil im abgekürzten Verfahren unter Ausschluss der Öffentlichkeit aufgrund der Akten gefällt. Im Gegenzug wurde die Strafe für die nicht geständigen Angeklagten um einen Drittel gekürzt.

## Enthüllung der obersten Giftklasse

Die drei Männer waren im letzten August in Messina in einer Flüchtlingsunterkunft verhaftet worden. Gemäss de Lucia wurden die Folterknechte der Schlepper von einem Dutzend Migranten identifiziert, welche die Überfahrt aus Libyen unter anderem auf dem Rettungsschiff «Alex» im Juli geschafft hatten. Gemäss der *Gazzetta del Sud* hatte die sizilianische Antimafia-Einheit DDA die drei bereits zuvor im Visier gehabt. Während die beiden Ägypter die Opfer in einem von den Schleppern kontrollierten Lager in Zawiya misshandelten, soll Condé die Szenen gefilmt haben. Die Clips wurden den Angehörigen übermittelt, um den Lösegeldforderungen Nachdruck zu verschaffen. Diese brutale Methode ist bekannt und wird auch etwa von Schleppern in Mexiko angewandt.

Wie die bekannte Reporterin Chiara Giannini bereits im letzten September unter Berufung auf Polizeiquellen in der Zeitung *Il Giornale* berichtete, waren die drei Folterknechte am 29. Juni 2019 mit dem deutsch-niederländischen Rettungsschiff «Sea-Watch 3» von Libyen nach Italien gelangt. Es handelte sich um eine Enthüllung der obersten Giftklasse. Denn die «Sea-Watch 3» sorgte damals weltweit für Schlagzeilen, als Kapitänin Carola Rackete mit vierzig Migranten an Bord eine von Innenminister Matteo Salvini verhängte Blockade durchbrach und die Einfahrt in den Hafen von Lampedusa erzwang. Die einen feierten Rackete als Ikone der Menschlichkeit, andere verwünschten sie als bestenfalls naive Handlangerin skrupelloser Schlepperbanden. Sowohl gegen den im letzten September gestürzten Hardliner Salvini wie



*Ausschweifende Ausführungen:* Migranten, die von der «Sea-Watch 3» nach Italien gebracht wurden.

auch gegen die Revoluzzerin Rackete wurden Strafuntersuchungen eröffnet.

Gianninis Enthüllung war vor diesem Hintergrund pures Dynamit. Umso erstaunlicher erscheint, dass sie von den etablierten Medien, sowohl in Italien wie auch international, fast unisono ignoriert wurde. Es mag damit zu tun haben, dass *Il Giornale* – die Zeitung gehört Paolo Berlusconi, dem Bruder des famosen Silvio Berlusconi – als rechtslastig gilt. Doch die Meldung wurde nie dementiert, weder von der Polizei noch von der Staatsanwaltschaft noch von der Regierung und vor allem auch nicht von Sea-Watch. Ein Sprecher der NGO erklärte damals: «Wir können es nicht ausschliessen, aber wir haben keine gesicherten Informationen. Die Leute kommen ohne Pässe.»

Genau hier liegt aber das Problem: Niemand weiss, wer die angeblichen Flüchtlinge wirklich sind, die vor der libyschen Küste eingesammelt werden. Auch wenn man Rackete & Co. nicht unterstellt, dass sie vorsätzlich Verbrecher nach Europa bringen, erstaunt doch die Nonchalance, mit der ebendies in Kauf genommen wird. Immerhin arbeiten die selbsternannten Seentretter der Schleppermafia in die Hände, indem sie dieser die aufwendige Fahrt übers Mittelmeer abnehmen. Die drei Folterknechte wählten für ihren Transfer nach Italien zweifellos den Weg, der am wenigsten Risiken in sich barg. Es stellt sich daher auch die Frage, ob sie die «Sea-Watch 3», die dank GPS-Tracking für die Schlepper stets einfach zu orten war, für ihren Transfer gezielt ausgesucht hatten.

Acht Monate sind seit Gianninis Enthüllung vergangen. Das sollte auch für Sea-Watch genügen, um den Sachverhalt abzuklären. Selbst wenn man die Identität der Passagiere nicht kannte, hätte man sie anhand des vorhandenen Filmmaterials einfach identifizieren können. Zwei eingebettete Journalisten hatten die ganze Mission der «Sea-Watch 3» nämlich begleitet. Sogar im offiziellen, nach allen Regeln des Persönlichkeitsschutzes geschnittenen Dokumentarfilm sind an mehreren Stellen Gesichtskonturen zu erkennen, die eine frappante Ähnlichkeit mit den Fahndungsbildern der drei Folterknechte aufweisen.

Doch die NGO verweigert jede Stellungnahme zu konkreten Fragen der *Weltwoche*: Wurde die Affäre intern untersucht? Wurden Lehren gezogen? Statt mit Antworten reagiert die Pressestelle von Sea-Watch mit ausschweifenden Ausführungen über das Flüchtlingselend allgemein. Für die Abklärung von Identitäten sei man nicht zuständig. Man kann es sich leisten, die etablierten Medien scheinen in eine Art kollektive Omertà verfallen zu sein. Man würde ja riskieren, Matteo Salvini in diesem Punkt vielleicht recht geben zu müssen.

In den sozialen Medien kocht der Skandal derweil umso heftiger hoch. Das Schleppergeschäft auf dem Mittelmeer blühte nach Salvinis Abgang schnell wieder auf. Im laufenden Jahr wurden bereits viermal mehr illegale Überfahrten zwischen Libyen und Italien registriert als im Vorjahr. Die Corona-Reisesperren haben in dieser Branche keine Gültigkeit. ○

## Kein «Irr-Sinn»

Zu Roger Köppels  
Editorial «Öffnet die Schweiz!»  
vom 20. Mai.

In der Diskussion um das Coronavirus stehen sich zwei Fronten gegenüber. Die einen wollen nicht noch mehr vermeidbare Tote, die anderen sehen die wirtschaftliche Blüte unseres Landes in Gefahr. Gerade die offiziellen Stellen haben eine unverständliche Scheu, gesichertes Wissen von ungesichertem zu trennen. Die Massnahmen als Blindflug, den Lockdown als «Irr-Sinn» zu bezeichnen, halte ich aber für grundfalsch, wozu es eindeutige Fakten und Daten gibt.

Unter den zahlreichen Messparametern gibt es einen, der sehr zuverlässig die Gefährlichkeit der Covid-19-Erkrankung widerspiegelt, und das ist die sogenannte Übersterblichkeit. Sie ist im April in Bergamo auf das Sechsfache gestiegen. Die Verfolgung dieser Zahlen aus Italien und anderen Ländern hat uns dazu bewogen, der Exekutive unseres Kantons den Lockdown dringend zu empfehlen. Summa summarum hat die Schweiz früher reagiert als die Lombardei, und darum kam es nicht zu den katastrophalen Zuständen wie in Italien. Wer einen Blick auf die Intensivstation im Universitäts-Spital Zürich warf, sah da beatmete Patienten, die fünfzig plus waren, keineswegs nur über Siebzigjährige. Es hätte nicht genügt, die betagten Menschen zu isolieren.

Die Sache mit dem Notrecht verdient eine kleine staatskundliche Belehrung: Die Bundesverfassung sieht in den Artikeln 173 und 185 ein Notrecht vor. Es gibt auch eine Dringlichkeit im Gesetzgebungsverfahren in Artikel 165 der Bundesverfassung. Es gab und gibt also eine Grundlage dafür, dass der Bundesrat in der Krise das Zepter in die Hand nahm. Deswegen ist unser Land nicht in Gefahr, in eine Diktatur abzugleiten.

Der wirtschaftliche Schaden durch die Pandemie soll hier keineswegs kleingeredet werden. Die Schweiz war aber ungenügend vorbereitet, obschon die Mängel vor der Krise teilweise bekannt und sogar schriftlich benannt waren (Gutachten von Thomas Zeltner vom Dezember 2018). Es wird eine Aufgabe in der Manöverkritik sein, retrospektiv Wirkung, Nebenwirkung der einzelnen ergriffenen Massnahmen zu gewichten. Jetzt schon klar ist: Noch ist nicht die Zeit angebrochen, zum *courant normal* überzugehen. *David Holzmann*

Prof. Dr. med David Holzmann ist leitender Arzt und Forschungsleiter Rhinologie am Zürcher Unispital.



«Der Aufbruch lässt noch auf sich warten»: Sitz der Neuen Zürcher Zeitung, gegründet 1780.

# Die Schweiz wäre einfach ärmer ohne sie

Friedemann Bartu schrieb jahrzehntelang für die NZZ. Nun schrieb er ein Buch über sie. Es ist so unterhaltsam, wie es die NZZ nie sein wollte. *Von Erik Ebnetter*

Je nachdem, mit wem man redet, war die alte NZZ eine Sekte oder ein Orden, jedenfalls ein feierlich-ernster Bund von Weltendeutern und Grosshumanisten, denen die Pflege der Heiligen Schrift oblag. In ihren besten Zeiten erschien diese Schrift dreimal täglich: morgens, mittags und abends. Als «Morgengebet des Bürgers» hatte der deutsche Philosoph Georg Friedrich Wilhelm Hegel die Zeitungslektüre im 19. Jahrhundert bezeichnet. «Bei uns wurde – wie in anderen NZZ-gläubigen Familien – täglich dreimal gebetet», schrieb 2014 ein altgedienter NZZ-Mann.

Ein altgedienter NZZ-Mann ist auch Friedemann Bartu. Dreieinhalb Jahrzehnte arbeitete er für die Zeitung, als Redaktor und Korrespondent. Ein Vierteljahrhundert war er an Aussenposten stationiert, in Washington, London, Singapur, Paris und Genf. Er kam 1978 zur NZZ, als Luk Keller deren Präsident war. Von ihm ist der Ausspruch überliefert: «Bereits mein Vater hat mich davor gewarnt, die NZZ in die Hosentasche zu stecken. Das sei riskant, weil das Bein einschlafen könne.»

Das Image der gehobenen Langeweile begleitet die NZZ bis heute. Trotzdem hat Bartu ein Buch («Umbruch») über die Zeitung geschrie-

ben, ein «kritisches Porträt», wie er es nennt. Wer sich für die Medienbranche interessiert, kann es zur Hand nehmen, ohne dass die Finger taub werden. Der Rezensent der *Süddeutschen Zeitung* kritisierte zwar Bartus «holzigen Stil», stiess aber bei der Lektüre auf «Offenbarungen aus der Zeitungswelt». So erfährt man, dass Feuilletonchef Martin Meyer beurteilen musste, ob ein Sex-Inserat mit dem sittlichen Empfinden des Zürcher Bürgertums vereinbar war.

### Mit dem Stumpfen im Mund

Das Beispiel zeigt, was «Umbruch» speziell macht: Es ist, was die NZZ nie war – gespickt mit Klatsch und Tratsch. In manchen Passagen gelingen Bartu so eindringliche Porträtskizzen: Eines Tages stürmte der autoritäre Chefredaktor Fred Luchsinger ins Inlandressort. Er schimpfte, eine wichtige Nachricht fehle im Blatt. Der zuständige Redaktor erwiderte, ohne den Stumpfen aus dem Mund zu nehmen, er, Luchsinger, halte die Zeitung vom Vortag in der Hand. Dieser schnappte sich die neue Ausgabe, warf einen Blick auf den gesuchten Artikel und befand: «Schlechter Titel.»

Der selbstbewusste Redaktor, der strenge Chef – es sind Figuren, wie sie für die alte NZZ



typisch waren. Die Ressorts waren weitgehend unabhängig. Die Redaktoren entschieden selber, wann sie sich eines Themas aus ihrem Fachbereich annahmen. Trotzdem war die NZZ nie ein Autorenblatt: Wer für sie schrieb, hatte sich anzupassen, politisch, auch ästhetisch. Man könnte es das NZZ-Paradox nennen: Eine Ansammlung von Individualisten erschuf ein Kollektivwerk. Waren die NZZ-Redaktoren, die sich als liberal verstanden, am Ende einfach Konformisten? Bartu sagt: «Die *Tagi*-Redaktoren waren viel konformistischer in ihrem Nonkonformismus. Fast alle trugen Bart und Lederjacke, wie eine Uniform.»

### Entwaffnend ehrlich

Wir sitzen in einem Café in Küsnacht, wo Bartu, geboren 1950, aufgewachsen ist. Die Familie hat Wurzeln in Böhmen, der Nachname bedeutet «jemand mit Furchen». Gemeint seien nicht die Furchen im Gesicht, erklärt Bartu und legt sein Gesicht in Lachfalten, sondern jemand mit Furchen im Land, also Landbesitzer. In der Heimat hielt es ihn trotzdem nicht: «Die NZZ war mein Mittel, die Schweiz zu verlassen. Damals gab es drei Möglichkeiten, die Welt zu sehen: den Bund, das IKRK, die NZZ.»

Bartu ging, ausgestattet mit einem Dokortitel in Ökonomie, zur NZZ. Zuvor hatte sich eine Karriere beim Bund zerschlagen. «Ein grafologisches Gutachten kam zum Schluss, dass ich nicht für die Verwaltung geeignet sei.» Die Geschichte klingt fast zu gut, um wahr zu sein. Ohnehin ist Bartu ein unterhaltsamer Erzähler, der kaum eine Pointe auslässt. «Se non è vero, è ben trovato!» – wenn es nicht wahr ist, so ist es gut erfunden –, heisst es in «Umbruch» nach Anekdoten, die sich nicht belegen lassen.

Auch in diesem Punkt unterscheidet sich Bartus NZZ-Porträt von den Gepflogenheiten der NZZ. Dort ist es verpönt, auf eine «gut informierte Quelle» zu verweisen. «Was in der NZZ steht, stammt selbstredend aus gut informierten Quellen! Daher war und ist höchste Faktentreue gefordert.» In «Umbruch» erfährt der Leser, dass SVP-Doyen Christoph Blocher die *Weltwoche* besitzen soll. «Ein Fehler», räumt Bartu gutgelaunt ein. Er habe, als er das Buch schrieb, in Indien gelebt und von dort die Verhältnisse in der Schweiz hie und da falsch eingeschätzt. Es klingt entwaffnend ehrlich.

Bartu, so viel steht fest, entspricht nicht dem Klischee des alten NZZ-Redaktors, der im Lehnstuhl die Zeitläufte beobachtet, alle zwei Wochen seine Einsichten mit den Lesern teilt und die Wahrheit auf seiner Seite weiss. «Ich bin ein Abenteurer», sagt er. Eigentlich wollte er in diesem Frühling mit seinem Camper in Portugal mögliche Wohnorte rekognoszieren. Nun sitzt er in diesen Corona-Zeiten in der

Schweiz fest. Täglich liest er die NZZ, vieles gefällt ihm: «Die Zeitung ist sehr gehaltvoll. Es gibt ein paar Junge, die wirklich gut sind.» Allerdings ärgert ihn, dass die NZZ sein Buch ignoriert: «Sie ist im Schmollwinkel.»

Wenn das so ist, dürfte es eher mit Bartus Verstoß gegen das Schweigegeplübe dieses publizistischen Ordens zu tun haben: Was in der NZZ passiert, bleibt in der NZZ. Das kritische Porträt ist gar nicht so kritisch. Zwar schildert Bartu die Fehlentscheide der Unternehmensführung, die bei Aufkommen des Internets viel zu zögerlich auf den epochalen Medienwandel reagierte. Er beschreibt auch, wie der «machtverliebte» Chefredaktor Hugo Bütler es verpasste, einen Nachfolger aufzubauen, und die Wahl so auf den letztlich überforderten Markus Spillmann fiel. Andererseits sieht Bartu die Zeitung publizistisch nicht im freien Fall wie andere NZZ-Veteranen, die gern alte Zeiten beschwören.

### «Setzer NZZ», so stand es im Telefonbuch

Überhaupt ist Bartu um Differenzierung bemüht. Dem heutigen Chefredaktor Eric Gujer, den er noch aus gemeinsamer Zeit im Auslandsort kennt, attestiert er im Gespräch zwar einen «autokratischen Führungsstil». Er betont aber auch, es brauchte einen solchen Typen, um die Macht der Fürstentümer und Grafschaften, also der Ressorts, zu brechen. Das sei unerlässlich gewesen, um im Internet-Zeitalter, wo schnelle Entscheide gefragt seien, erfolgreich eine Zeitung zu machen.

Trotz allem dürfte die NZZ ihre grosse Zeit hinter sich haben. Von 1975 bis 2000 stieg ihr Aktienkurs von 3000 Franken auf 270 000 Franken (heute liegt er bereinigt bei 50 000 Franken). Man schwamm im Geld und gab, als die FDP noch die eigentliche Staatspartei war, die politischen Linien im Land vor. Wer bei der NZZ arbeitete, war nicht Redaktor oder Setzer, er war «Redaktor NZZ», «Setzer NZZ» – so stand es im Telefonbuch. Heute herrscht im Betrieb ein Kommen und Gehen, was alte Gewissheiten erschüttert. Die NZZ verlasse man horizontal, also im Sarg, hiess es noch zu Bartus Zeiten.

Sein Fazit nach knapp 300 Seiten: «Der Abbruch ist geschafft, der Umbruch in vollem Gange, doch der Aufbruch lässt noch auf sich warten.» Auf diesen Aufbruch werden nach Lektüre von Bartus Buch selbst die grössten NZZ-Gegner hoffen. Die Schweiz wäre einfach ärmer ohne diese Zeitung.



«Ich bin ein Abenteurer»: Autor Bartu.



Friedemann Bartu: Umbruch. Die Neue Zürcher Zeitung. Ein kritisches Porträt. Orell Füssli. 288 S., Fr. 35.–

## Philosophie

# Wir und Corona

## Der Bundesrat lenkt das Land in vermeintlich kuscheligem Ton.

Seine Botschaften müssen sympathisch sein. Sie klingen solidarisch, ein bisschen cool und ja nicht von oben herab: «Wir können Corona.» Oder: «Wir möchten nicht noch vor der Ziellinie stolpern.» Gesundheitsminister Alain Berset weiss immer, was er und die Leute können und möchten.

Seine Auftritte sind Höhepunkte der «Wir»-Kampagne der Landesregierung im Kampf gegen das Coronavirus. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) versucht seit Wochen, die Bevölkerung mit Plakaten, rührigen Fernsehspots und Slogans wie «So schützen wir uns» oder «Wir bleiben zu Hause» in antiautoritär-kuscheligem Ton zu lenken. Als gestalterisches Element dazu entwarf die Werbeagentur des BAG aus den Wörtern «wir, nous, noi, nus» – in spielerischer Abwechslung mit elf weiteren Sprachen – ein anspornendes Schweizerkreuz.

### Welt im Stillstand

Klar: «Wir bleiben zu Hause» wirkt ex cathedra weniger streng als der Befehl «Bleiben Sie zu Hause». Der Grad der Bevormundung aber ist ungleich höher: Ein von der Regierung diktiertes «Wir» schaltet das Individuum vollständig aus.

Ayn Rand, die berühmte russisch-amerikanische Philosophin, schilderte diesen Vorgang 1938 in ihrer Novelle «Anthem» eindrücklich. Aus der Sicht eines gut zwanzigjährigen Erzählers beschreibt sie eine Welt im Stillstand, in der kein persönliches Fürwort mehr existiert – bloss noch «wir»: «Wir wussten nicht, ob wir Wasser tranken», heisst es da zum Beispiel. Eigentlich will der junge Mann sagen: «Ich wusste nicht, ob ich Wasser trank.» Rand, 1926 aus der sozialistischen Sowjetunion in die USA ausgewandert, schrieb zeitlebens gegen staatlichen Kollektivismus an, der in schwierigen Lagen wie jetzt gerne an Schwung gewinnt.

Angela Merkel, in der DDR aufgewachsen, übernahm in jüngerer Zeit diesbezüglich eine Vorreiterrolle: «Wir schaffen das», wusste die deutsche Kanzlerin bereits vor fünf Jahren, als sie in der Flüchtlingskrise eigenmächtig die europäischen Grenzen öffnete.

Benjamin Bögli

# Warum so brav, Herr Glättli?

Eigentlich sind die Grünen die Oppositionsführer in der Schweiz. In der Corona-Krise kommen sie so staatstragend daher wie eine Regierungspartei. Und sie tun sich schwer mit ihren Querköpfen. *Von Katharina Fontana*

Wollte man einen Preis vergeben für die Partei, die in der Corona-Krise bisher am regierungstreuesten war, dann wäre die Siegerin die CVP. Niemand anders stellte sich derart geschlossen hinter den Bundesrat wie die Christlichdemokraten. Kein Parteipräsident kanzelte Kritiker, die am bundesrätlichen Kurs herumkälten, gnadenloser ab als Gerhard Pfister. Von einer Partei, die im Zentrum der Mitte steht, kann man das erwarten. Sehr viel Staatstragendes war aber auch von einer Partei zu hören, die eigentlich dem oppositionellen Lager angehört und von ihrer Geschichte her deutlich staatskritischer eingestellt ist: den Grünen. Sie standen in den letzten Wochen ebenfalls wie ein Mann hinter dem Bundesrat und garnierten ihre Zustimmung zu den teils drakonischen Grundrechtseingriffen allenfalls mit Anliegen wie «Menschen helfen und Kitas, statt Flugzeuge retten und Dividenden». Abgesehen von der Antwort auf die Frage, wer an den Futtertrog des Bundes dürfe, war man weitgehend eins mit der Landesregierung.

Das ist erstaunlich. Immerhin sind die Grünen die grösste Nichtregierungspartei der Schweiz, die Quasi-Oppositionsführerin. Da würde man erwarten, dass sie in diesen ausserordentlichen Corona-Notrechtszeiten nicht im breiten Strom der Kopfnicker mitschwimmen und alles gut finden, was von der Exekutive kommt, sondern dass sie ihre Freiheit nutzen und den Finger auf wunde Punkte der Corona-Strategie legen – von denen es einige gibt. Bei so viel staatstreuem Habitus drängt sich die Frage auf, was noch übrig ist vom kritischen Geist, der die Grünen auszeichnet.

## «Extrem befremdet»

Das möchten wir vom Zürcher Nationalrat Balthasar Glättli wissen, bisher Fraktionschef und voraussichtlich ab Juni neuer Präsident der Grünen. Glättli, so erhält man im Gespräch den Eindruck, ist es mit der eingemitteten Position seiner Partei nicht nur wohl. Als der Bundesrat Mitte März die ausserordentliche Lage ausgerufen habe, habe man mit den anderen Parteien im Parlament die Reihen geschlossen, erzählt er. Dies, weil die Vorgaben nicht diktatorisch gewesen seien; der Bundesrat habe beispielsweise

keine Ausgangssperre angeordnet, sondern im Wesentlichen auf die Vernunft der Bevölkerung gesetzt. Dennoch seien ihm bald einmal Bedenken gekommen angesichts der teils unzimperlischen Grundrechtsbeschränkungen.

«Ich hatte nie Angst, dass sich die Schweiz zum Polizeistaat entwickeln wird», sagt er, «gleichzeitig bin ich aber extrem befremdet darüber, wie die Grundrechte der Bürgerinnen und Bürger teilweise verletzt wurden. Es kann doch nicht sein, dass man Demonstrierende büsst, die allein oder in Kleinstgruppen unter-

wegs sind, oder dass man den einen Ladenbesitzer ohne überzeugenden Grund strenger behandelt als den anderen und damit übermässig in seine Wirtschaftsfreiheit eingreift.» Glättli möchte dafür sorgen, dass die Bevölkerung in künftigen Notlagen vor solchen Übergriffen besser geschützt wird. Deshalb soll die Justiz, so seine Idee, innert weniger Tage prüfen können, ob Notverordnungen des Bundesrates oder auch des Parlaments die Verfassung einhalten.

Er ist also noch da, der kritische grüne Geist. Allerdings kommt er sehr brav daher. Es scheint, als ob die Grünen, die im letzten Herbst, auf der Klimawelle reitend, einen bemerkenswerten Wahlerfolg erzielten und als künftige Bundesratspartei gehandelt werden, wegen der Nähe zum politischen Machtzentrum jetzt gar harmoniebedürftig auftreten. Das manifestiert sich auch im Umgang mit Mitgliedern, die von der offiziellen Haltung abweichen.

In Zürich etwa sorgt der Fall des grünen Kantonsrates Urs Hans für Aufsehen. Der Biobauer aus Turbenthal, Gentechnikkritiker und Impfgegner, bezeichnete den Umgang mit dem Coronavirus als Panikmache: Es handle sich um eine hartnäckige Grippe, um nicht viel mehr, und von der Krise würden vor allem Multimilliardäre profitieren. Hans wurde subito in die Ecke der wissenschaftsfeindlichen Verschwörungstheoretiker gestellt – eine Zuschreibung, die er selber weit von sich weist –, und der Zürcher Parteispitze war es ausgesprochen unangenehm, den Kantonsrat in ihren Reihen zu haben. Sie distanzierte sich von ihm denn auch rasch: «Seine abenteuerlichen Thesen zur Pandemie und zur Behandlung von Covid-19 entbehren jeglicher wissenschaftlicher Grundlage. Damit hat sich Urs Hans von grünen Werten entfernt.» Der Biobauer mit den eigenwilligen Ideen riskiert, aus der Partei ausgeschlossen zu werden.

Es ist keine Spezialität der Grünen, sich Querköpfe vom Leib zu halten und sie auszugrenzen. Auch bei den anderen Parteien – von der SP bis zur SVP – ist die Toleranz häufig an einem kleinen Ort und wird Mitgliedern, die ausscheren oder sich daneben verhalten, unverzüglich gezeigt, wo die Grenzen liegen. Aber die Grünen? Waren die nicht anders? Eine bunte, unkonventionelle, alles andere als straff zu führende Gruppe, in der auch Persönlichkeiten mit schrägen Ide-



«Wir tragen hier eine Verantwortung»: Parteipräsident in spe Balthasar Glättli.

en ihren Platz hatten? Und vergrault die Partei damit nicht einen Teil ihrer Basis?

In ihren Anfängen – die Partei wurde 1983 aus der Taufe gehoben – war die grüne Bewegung ausgesprochen heterogen. Es gab bürgerlich orientierte Naturschützer, es gab Rechtsnationale, welche die Ökologie mit der Einwanderungsfrage verknüpften (und mit denen man, wie später mit der Ecopop-Bewegung, nichts zu tun haben wollte) bis hin zu Poch-Aktivist\*innen, welche die Partei in der Linken einbinden wollten. Zu den Grünen gesellten sich aber immer auch esoterisch angehauchte Kreise, Naturheilpraktiker, Technologieskeptiker.

### Bunte Truppe

Auch wenn die Grünen heute homogener sind als früher, gelten sie noch immer als spezielle Persönlichkeiten, etwas anders als die anderen. Laut einer Studie des Berner Politikwissenschaftlers Markus Freitag zu Charakter-

## Sind unkonventionelle Mitglieder bei den Grünen noch willkommen?

merkmalen und Parteibindung zeichnen sich Grüne dadurch aus, dass sie offen sind für neue Erfahrungen, dass sie eine lebhaft\* Fant\*asie haben, originell sind, intellektuelle Neugierde an den Tag legen, dass sie eine tolerante und liberale Haltung gegenüber neuen Ideen und anderen Lebensformen haben. Grüne wird mehr als anderen Parteianhängern attestiert, dass sie gesellschaftliche Normen und Werte kritisch hinterfragen. Auch gelten sie als eher introvertiert und wollen sozial nicht dominieren.

Deshalb die Frage an Balthasar Glättli: Sind unkonventionelle Mitglieder noch willkommen? Wie steht es mit Anhängern alternativer Medizin, mit Impfskeptikern, mit Gegnern von 5G-Netzen? Passen solche Querdenker noch zu den Grünen? «Auf jeden Fall», sagt der künftige Parteipräsident. «Als Grüner kann man sehr wohl gegen 5G-Netze oder für Alternativmedizin eintreten, es kommt einfach auf die Art der Argumentation an.» Die Grünen würden die freie Meinung hochhalten, das stehe ausser Frage. Doch die Parteimehrheit habe ein Recht darauf, sich von Äusserungen zu distanzieren, die man in keiner Art und Weise teile: «Zumal, wenn es sich um an den Haaren herbeigezogene Verschwörungstheorien handelt, vielleicht noch mit antisemitischem Unterton. Wir tragen hier eine Verantwortung.»

Egal, was man von den politischen Standpunkten der Grünen hält: Es wäre schade und würde das politische Leben der Schweiz ärmer machen, wenn aus der bunten Truppe eine stromlinienförmige Partei wie jede andere würde. ○

## Gesellschaft

# Zoom-König

Seine App für Telekonferenzen hat Eric Yuan zum Multimilliardär gemacht. Die Software ist seit der Corona-Krise ein Synonym für Fernkommunikation.

Als Eric Yuan an der Technischen Universität Shandong im Osten Chinas studierte, musste er zehn Stunden lang Zug fahren, um seine Freundin zu besuchen. Er sah sie deshalb lediglich zwei Mal im Jahr. Der damals Achtzehn- oder Neunzehnjährige träumte davon, sich mit seiner Geliebten austauschen zu können, ohne die Reise Strapazen auf sich nehmen zu müssen. «Wunderbar wäre es doch», fasste er neulich seine Teenagerfantasie zusammen, «wenn ich auf einem Gerät bloss einen Button drücken müsste, um meine Freundin zu sehen und mit ihr zu sprechen.»

Diese Sehnsucht, sagt er drei Jahrzehnte später, sei die Basis von «Zoom» – der Applikation, die in der Corona-Krise weltweit zu einem der wichtigsten Kommunikationsmittel geworden ist. Sie ermöglicht es, die negativen Folgen des Social Distancing zu überwinden und mit der Welt visuell und akustisch in Kontakt zu bleiben. Seit Dezember ist die Zahl der «Zoom»-Begegnungen an Schulen, Universitäten, in Büros, bei Verliebten und im trauten Heim um 1900 Prozent gestiegen.

Die weltweite Einführung von Home-Office und rigorose Reisebeschränkungen haben den gebürtigen Chinesen mit seiner Firma zu einem der ganz grossen Corona-Gewinner gemacht, zusammen mit Tech-Giganten wie Netflix oder Amazon. Es war nicht nur der Drang, die Distanz zu seiner Freundin zu überbrücken, die ihn zur Suche nach virtuellen Treffen im Internet animierte. Einen entscheidenden Anstoss gab ihm Microsoft-Chef Bill Gates, der in einer Rede von den Verheissungen des neuen Hightech-Zeitalters schwärmte. Worauf Yuan, damals keine 25 Jahre alt, beschloss, Teil der Tech-Begeisterung im Silicon Valley zu werden.

### Ungelöste Sicherheitsprobleme

Sein Start in den USA verlief harzig. Acht Mal war sein Visagesuch abgewiesen worden, bevor er 1997 schliesslich die Erlaubnis erhielt, sich in den USA niederzulassen. 23 Jahre später leitet Yuan, inzwischen chinesisch-amerikanischer Doppelbürger, eine der berühmtesten Hightech-Firmen. Das Vermögen des «neuen Königs der Telearbeit» (*Financial Times*), der sein Unternehmen vor einem Jahr an die Börse



Überzeugt selbst Computer-Allergiker: IT-Entwickler Yuan.

brachte, wird von *Forbes* auf rund sechs Milliarden Dollar geschätzt. Vor neun Jahren gegründet, beschäftigt Zoom mittlerweile 2500 Arbeitnehmer und wird an der Börse mit rund 38 Milliarden Dollar bewertet.

Um zu zeigen, wie effizient kontaktlose Treffen und Konferenzen im Cyberraum sein können, geht der studierte Mathematiker und Computeringenieur mit gutem Beispiel voran. Auf Geschäftsreisen begibt er sich in der Regel bloss zwei Mal pro Jahr. Auch wenn es um wichtige Verkaufsgespräche geht, verweigert er Trips mit dem Argument, dass sich über «Zoom» effizienter präsentieren und verhandeln lasse.

Seine Plattform hat zwar noch ungelöste Sicherheitsprobleme. Trotzdem ist sie in Rekordzeit ein integraler Bestandteil des privaten, beruflichen und akademischen Alltags geworden. Denn «Zoom» ist so leicht zu bedienen, dass selbst Computerallegiker nicht überfordert sind.

Noch könne man nicht wissen, ob der Erfolg von «Zoom» nach der Überwindung der Corona-Krise anhalten werde oder nicht, meint der fünfzigjährige Unternehmer. Sobald die Corona-Krise ausgestanden sei, könnten die Menschen wieder auf echte Treffen und Begegnungen hoffen. Aber langfristig, ist er überzeugt, bleibe der Trend zu Videokonferenzen und virtuellen Begegnungen ungebrochen. *Pierre Heumann*

# Der Warner, der nicht gehört wurde

Der Arzt und Journalist Simon John hat im Sommer 2019 davor gewarnt, dass die Schweiz für eine Pandemie schlecht vorbereitet wäre. Das Echo war damals gering. Wie beurteilt er heute die Ereignisse? *Von Beat Gygi*

Als der Arzt und freie Journalist Simon John Mitte August 2019 seinen Artikel mit dem Titel «Warten auf die Seuche» im *Beobachter* veröffentlichte, erhielt er kaum Reaktionen darauf. «Ich glaube, das hat kaum jemanden gross interessiert», sagt John im Gespräch. Dabei hatte der dreissigjährige Assistenzarzt ein Thema aufgegriffen, das aus heutiger Sicht hätte einschlagen müssen wie eine Bombe: Er wies auf die Risiken einer drohenden Pandemie hin, erinnerte an Sars, Schweinegrippe oder Ebola und beschrieb, wie schlecht die Schweiz auf eine solche Notlage vorbereitet wäre.

Was heisst da «wäre»? Mittlerweile hat sich in der Corona-Krise eins zu eins gezeigt, wie sich die Versäumnisse real ausgewirkt haben und wie treffend Johns Darstellung war. Wie kam er dazu, das Thema aufzugreifen? «Als Mediziner bin ich ohnehin immer mit Krankheiten konfrontiert», meint er und ergänzt: «Und auf die Idee, mich mit Pandemien zu befassen, kam ich damals auch wegen einer Organisation, die systematisch Risiken untersucht, die für die Menschheit bedrohlich werden können.»

## Mängel und Schwachstellen

Welche Organisation? ««80 000 Hours» ist der Name», meint John, dies sei etwa die durchschnittliche Zeitspanne, die ein Mensch in seinem Arbeitsleben oder seiner Karriere verbringe – und die Meinung sei, dass man diese Zeit so sinnvoll wie möglich einsetzen solle. Zu den wichtigeren Anliegen zählten etwa Strategien, um existenziellen Risiken wie Atomkriegen, Pandemien oder dem Klimawandel vorzubeugen. Wenn man, so John, grundsätzlich der Ansicht sei, dass das menschliche Leben wertvoll sei und es erstrebenswert sei, dass die Menschheit weiter existiere, dann sei es konsequent, diese Gefahren zu analysieren, die Millionen von Menschen oder gar die Menschheit die Existenz kosten könnten.

Einschlägige Informationen fand er auch bei der Coalition for Epidemic Preparedness Innovations (Cepi), einer weltweiten Initiative, die am WEF in Davos 2017 gegründet worden ist – und im Bundesamt für Gesundheit (BAG) nicht bekannt war. Seine Einschätzung: «Dieses Forschungsgebiet ist eigentlich unterfinanziert, wenn man dessen Tragweite anschaut.»

Mit Blick auf die Schweiz stützte sich John zudem auf Dossiers des Bundesamts für Bevölkerungsschutz und eine vom BAG in Auftrag gegebene Evaluation, in denen bezüglich Pan-



*Suchen und Improvisieren:* Mediziner John.

demieprävention eine ganze Reihe von Mängeln und Schwachstellen benannt wurde. In Johns Artikel stand die deutliche Warnung, dass im Katastrophenfall die Koordination der Behörden kompliziert werden könne, die Spitäler rasch überfordert sein könnten, die Perso-

## John betont heute das Positive. Vieles habe zum Glück deutlich besser geklappt als befürchtet.

nalreserven knapp seien, die Vorratshaltung mangelhaft und dass die Militärbestände an Spitalbetten stark dezimiert worden seien. Die Folgerung: Mangelsituationen seien praktisch programmiert, und sein Text schloss mit der Frage, ob im Fall einer Pandemie dann die Masken, Medikamente und Patienten wohl am richtigen Ort ankämen – wirklich fast prophetisch. Aber wie gesagt, damals im August fand Johns Artikel kaum ein Echo, und selbst als er mitten in der Pandemie, am 24. März 2020, nochmals publiziert wurde, waren die Reaktionen seiner Ansicht nach zurückhaltend.

John betont heute aber das Positive. Abgesehen von Engpässen bei Medikamenten, Schutzbekleidung und Masken findet er, dass jetzt vie-

les zum Glück deutlich besser geklappt habe als damals befürchtet. «Mein Tenor im Bericht war ja, dass die Behörden zu wenig handlungsfähig wären, dass sie zu verzettelt seien und nicht schnell genug reagieren könnten. Jetzt hat sich diese Sicht ja nicht bewahrheitet; ich bin sehr froh, dass ein grosser Teil der Corona-Politik gut funktioniert hat», meint er. Es sei eindrücklich, wie man auf staatlicher Ebene wie auch im Kleinen gelernt habe, mit knappen oder fehlenden Informationen und lückenhaftem Wissen doch immer wieder gute Entscheidungen zu treffen, diese von Woche zu Woche jeweils zu überdenken und zu revidieren.

## Die Mutter spricht von Präventionsparadox

Ist das auch seine Sicht als Arzt? Ja, im Kinderarztzentrum Kloten, in dem er zurzeit arbeitet, sei jede Woche wieder ein wenig anders gewesen, mit Variationen in den Testverfahren, in der Separierung der verschiedenen Patientengruppen, auch in der Frage, wieweit Masken Pflicht seien, für welche Tätigkeiten. Wenn Arbeitsabläufe nicht funktionierten, habe man sie geändert, wobei einige heikle Fragen offengeblieben seien. Der Bund, so Johns Kritik, habe angesichts der zu geringen Maskenbestände lange eine unklare Informations-

politik gepflegt, plötzlich hätten bei Corona-Tests eine einfache Hygienemaske und eine Brille aus dem Baumarkt genügen müssen. Aber klar, ein offizielles Eingeständnis, man habe zu wenig Masken, hätte auch zu Panik führen können. Und bei allem Suchen und Improvisieren letztlich doch der Lichtblick: Es gab keinen Corona-Fall in «seinem» Kinderarztzentrum, ganz in Übereinstimmung mit der Einschätzung des Bundes-Epidemieexperten Daniel Koch, der sagte, Kinder seien nicht Treiber der Epidemie.

Er findet es auch faszinierend, wie in der breiten Bevölkerung in der Schweiz eine intensive Auseinandersetzung mit der Materie stattfindet, Menschen verstehen auch komplexere Zusammenhänge ziemlich rasch. Jedenfalls sei es für ihn bemerkenswert, wenn seine Mutter plötzlich von Begriffen wie Inkubationszeit oder Präventionsparadox spreche. Präventionsparadox? John erklärt es so: Durch die Ladenschliessungen und Tätigkeitsverbote im Zuge des Shutdowns sei die Ausbreitung des Virus gehemmt worden, und jetzt werde nach dem Abflauen der Ansteckungswelle kritisiert, die ganzen Aktionen seien doch unnötig gewesen – dabei habe gerade der Shutdown doch das Schlimme verhindert. Ist es aber nicht enorm, was man mit der Lähmung der Wirtschaft an Werten zerstört hat? John sieht sich in dieser Hinsicht nicht als Experten.

### Wie der Mensch funktioniert

Wie kam er eigentlich auf die Medizin? «Mich haben ursprünglich die Biologie und der Mensch aus biologischer Sicht interessiert», sagt John. War es also vor allem die naturwissenschaftliche Faszination? «Ja, eher so, fast im Stil eines Nerds kann man sich da jahrelang in Biochemie, Molekularbiologie, Physiologie und Anatomie vertiefen. Erst später, als ich praktisch zu arbeiten begann, sah ich, dass es cool ist, sich mit Menschen zu befassen und diese zu unterstützen.»

Zu Beginn des Medizinstudiums habe er nicht den sonst von vielen seiner Kolleginnen und Kollegen vorgebrachten Vorsatz gehabt, Menschen helfen zu wollen, ihn habe einfach interessiert, wie der Mensch funktioniere. Aufgewachsen ist er im Fricktal, in Eiken, er hat in Basel Medizin studiert und macht nun am Universitätsspital Zürich seine Dissertation zum Thema «Oxytocin-Spiegel bei Menschen mit Autismus». Jetzt ist er in der Ausbildung zum Facharzt in Richtung allgemeine innere Medizin, also Hausarztmedizin. «Ich kann mir gut vorstellen, einmal in der Notfallmedizin und der Grundversorgung zu arbeiten», sagt er. Und Journalist wolle er auch bleiben, etwa um Ausführungen zu präzisen Knochensägen, zu Gesundheitsdaten oder anderen Zusammenhängen aus der Medizin einem breiten Publikum nahezubringen. ○

## Sport

# Michael Jordan ist der Grösste

Muhammad Ali und Roger Federer sind Ausnahmesportler, klar. Aber einen wie Michael Jordan wird es nie mehr geben.

Von Tamy Glauser

Ich glaube, es war Anfang der neunziger Jahre, als mich das Basketballfieber packte. Da war das Dream-Team der USA, mit Magic Johnson, dem Star der Los Angeles Lakers, vor allem aber mit Michael Jordan, der zusammen mit Scottie Pippen und Dennis Rodman in der amerikanischen Basketballliga später das beste Dreigespann bildete, das ich je gesehen habe.

Die Chicago Bulls, wo Jordan, Pippen und Rodman spielten, waren für mich das Grösste. So ein Team wie die Bulls und so einen Spieler wie Jordan wird es nie mehr geben. Es gab Nächte, da stand ich extra auf und schaute mir die Finalspiele an, obwohl ich gar nicht durfte, weil ich am nächsten Tag Schule hatte. Ich musste über die Performance von Michael informiert sein, *on point* – auch wenn ich immer total müde war.

Es war die mentale Stärke von MJ, die mich faszinierte. Stellen Sie sich vor, in der NBA aufzulaufen, vor Millionen TV-Zuschauern weltweit, als Spielmacher mit der ganzen Last in den eigenen Händen. Trotzdem zog er sein Spiel eiskalt durch. Auch wenn es niemand mehr für möglich hielt, warf er Körbe, sogar mit der Schluss sirene, und gewann Titel um Titel.

Jordan wollte der Beste sein, um jeden Preis, und übertrug das auf seine Mitspieler. In der Netflix-Doku «The Last Dance» über ihn sieht man, wie streng er mit sich selber, aber auch mit seinen Teamkollegen war. Er trieb sie an, unsympathisch, fast tyrannisch, um das Beste aus allen rauszuholen. Das finde ich eine super Qualität. Rückblickend weiss man doch, ohne diese *pushes*, ohne diesen unbedingten Siegeswillen hätte man nie so gut gespielt.

### Ich trainierte jeden Tag allein

Jordan motivierte mich, mit dem Basketball zu dribbeln, Körbe zu werfen. Schon als kleiner Knirps wollte ich in einem Klub spielen, nur hiess es, ich könne nicht, weil ich ein Mädchen sei. Meine Pflegeeltern montierten dann einen Korb an der Hauswand. Ich trainierte jeden Tag allein.

Erst trug ich *chucks*, dann, wegen Michael, immer Basketballschuhe. Ein Paar, ich erinnere mich, war violett und pink und leuchtete an der Sohle, wenn ich mich bewegte. Sneakers im Alltag – dieser Trend wurde

von Michael und seinen Air Jordans geprägt. Noch heute trage ich seine Kollektion, bin fast immer in *basketball shoes* unterwegs.

Jordan als Marke wurde während der Neunziger zum Lifestyle, auch ohne Social Media. Er trug Goldschmuck und Anzüge, in denen er hätte schwimmen können – zu witzig. Er rauchte Zigarren mit Pippen und Rodman, auch in der Garderobe, und trank Bier dazu. Er zog sein Ding durch und liess sich durch nichts und niemanden aus der Ruhe bringen. Nebenbei spielte er Golf, sogar in die höchste Baseballliga brachte er es, *crazy*.

Als Sportler bleibt er für mich unerreichbar. Auch im Vergleich mit Roger Federer oder



Er zog sein Ding durch: Michael Jordan.

Muhammad Ali ist er für mich der grösste Sportler aller Zeiten. Ab Mitte der Neunziger kam Kobe Bryant dazu, von dem ich Fan wurde, weil er so hübsch war. Auch wenn ich mich in ihn verliebte, war Michael für mich *unbeatable*.

Dann endlich fand ich einen Verein, um ihm nachzueifern. Ich war achtzehn Jahre alt und wollte Basketballerin werden. Ich war gar nicht schlecht: Eine Trainerin von mir, die in der WBA spielte, in der höchsten Frauenliga der Welt, machte ich auf dem Platz sogar mal fertig. Das war geil, ein Highlight!

Seit ich jetzt in Zürich wohne, spiele ich wieder, bei den Goldcoast Wallabies in Küsnacht. Dort bin ich Center, weil ich so gross bin, und punkte bald wieder, nach Corona, wie damals Michael Jordan.

Protokolliert von Roman Zeller



*Humor geriet zu etwas unendlich Kostbarem:* Lotte Lasersteins «Abend über Potsdam», 1930.

## Lauf der Dinge

Von Michael Bahnerth

Es waren ein paar Jahre vergangen seit der letzten Raserei der Welt, aber die Erschöpfung hielt noch an, und das verzweifelte Suchen nach Erlösung von der Schwermut im verflüssigten Dasein mit Koks und Champagner ertrank in langsamer Selbstzerstörung. Eine ganze Gesellschaft hatte um sich selbst gekämpft und verloren. Da war keine Romantik mehr, da waren nur noch Melancholie und eine diffuse Sachlichkeit von allem.

Hinter den Menschen lagen der Erste Weltkrieg, eine tödliche Grippewelle, eine Weltwirtschaftskrise, ein Werteverlust und ein wie nicht enden wollender Aufenthalt im Desillusionierten. Die Existenz war farblos geworden, eine neue Armut griff zügellos um sich, und Fremdenfeindlichkeit begann, im Gleichschritt zu marschieren. Humor und Lachen gerieten zu etwas unendlich Kostbarem, weil sie so schwer zu erringen waren.

Die Jahreszeiten in diesen Krisenjahren waren alle ein Warten auf etwas, das nur einen Namen hatte; Hoffnung. Auf Leben, die wieder Blüten schlagen würden, anstatt zu verdorren. Die wucherten, anstatt zu sein wie ein ausgetrocknetes Stück Holz. Die Sprache hätten anstelle von Wortlosigkeit. Die wieder die Kraft fänden, weinen zu können. Bald würde die Herrschaft des braunen Schlammes in die gesellschaftlichen Kanäle gespült und käme die Zeit jenes Unkrauts, das sich für eine vom Schicksal auserwählte Blume halten würde. Es würde weiter untergegangen, natürlich, so ist das Leben, nur jetzt mit dem Gefühl, dass am Ende ein eintausendjähriges Elysium warten würde und nicht jene verzehrende Einsamkeit innerlicher Trauer von Menschen, die an einem Tisch sitzen und auf Erlösung warten nach dem letzten Abendmahl, das als Festmahl gedacht war und als Henkersmahlzeit des Grossbürgertums endete.

«Abend über Potsdam» ist der Titel des 1930 komponierten Gemäldes der schwedisch-deutschen Malerin Lotte Laserstein (1898–1993), die zu Zeiten der Weimarer Republik ein aufsteigender Stern der Malerei war, der ungeschönt der kühlen Distanziertheit und dem ungeschminkten Menschsein der Neuen Sachlichkeit Bilder verlieh. Als der braune Schlamm kam, sich über alles legte und die Schweine sich darin wälzten, floh sie nach Schweden und blieb dort, geriet ins Vergessen, bis man sich vor ein paar Jahrzehnten wieder an sie erinnerte.

Fast hundert Jahre später: Der braune Schlamm ist ausgetrocknet nicht, aber doch zu tümpelhaft noch, um sich über alles zu legen. Da ist nur eine Neue Sachlichkeit, wenngleich sie jetzt einen anderen Namen trägt: neue Normalität.



# Von Hitler wandte er sich bald angewidert ab

Bundesrat Philipp Etter gehört zu den umstrittensten Politikern der neueren Schweizer Geschichte. Eine frühere Historikergeneration unterstellte ihm Sympathien für autoritäre Staatsformen und die Erbgesundheitslehre der Nazis. Eine neue Studie zeigt: Die Vorwürfe sind falsch. *Von Christoph Mörgeli*

Eingeschüchtert, verängstigt und mutlos fühlten sich viele Schweizer angesichts der unheimlichen Bedrohung. In diesen schweren Zeiten schenkten sie ihr Vertrauen einem Mitglied der Landesregierung mit markanten Zügen und kahlem Schädel. Der noch jüngere, aber längst glatzköpfige Bundesrat sprach in prägnanten, einfachen Sätzen – und dies problemlos auch zweisprachig. Er fühlte sich durch die Schwierigkeiten der Zeit so richtig herausgefordert und lief zur Höchstform auf. Die Journalisten gaben ihm für seine Krisenkommunikation fast nur Bestnoten. Aber auch bei der breiten Bevölkerung genoss dieser Bundesrat ausserordentliche Popularität.

Bundespräsident Philipp Etter war der Mann der Stunde. Als er am 6. Mai 1939 an der Spitze des Gesamtbundesrates zur Eröffnung der Landesausstellung in Zürich schritt, brandete ihm vom Publikum beidseits der Bahnhofstrasse endloser Jubel entgegen, den er mit gezogenem Zylinder herzlich lachend verdankte. Eine stolze, selbstbewusste Festlaune verdrängte über Monate die Verunsicherung durch die Bedrohung der Diktatoren im Norden und im Süden. Die mehrsprachige, demokratische und föderalistische Schweiz feierte sich selber. Es handelte sich bei der «Landi» um den Höhepunkt der geistigen Landesverteidigung, die Philipp Etter mit seinem weihevoll-patriotischen Pathos wie kaum ein anderer geprägt hat.

## Gesinnungen, Ideen und Mythen

Mit dem Werden, Wollen und Wirken dieses Zentralschweizer Politikers befasst sich ein in Umfang und Inhalt gewichtiges Werk von Thomas Zaugg. Der junge Historiker vertieft sich seit Jahren ins Phänomen der geistigen Landesverteidigung und versuchte 2014 im Buch «Blochers Schweiz: Gesinnungen, Ideen, Mythen», eine Kontinuität von Philipp Etter zu Christoph Blocher aufzuzeigen. Diesen Erzählstrang übernimmt etwa Josef Lang in seinem neuen Buch zur Demokratie in der Schweiz. Blocher selber widersprach, dies trefte den Kern seiner Überzeugung und Arbeit nicht. Denn Gesinnungen, Ideen und Mythen seien «geistige Konstrukte», das Zentrale seiner Tätigkeit bestehe aber «in der ununterbrochenen Suche und Beachtung der Wirklichkeit».



*Initiant der Pilet-Rede:*  
Nationalrat Gut.

Thomas Zaugg hat den umfangreichen Privatnachlass Etters im Staatsarchiv Zug geordnet. Dieser weist allerdings Lücken auf, denn der pensionierte Bundesrat hat freimütig eingeräumt, dass er etliches verbrannt habe. Wohlthuend unvoreingenommen und unter Einbezug vieler weiterer Quellen würdigt Zaugg den Magistraten, der ein Vierteljahrhundert lang dem Innendepartement vorstand. Eine frühere Historikergeneration hat dem katholisch-konservativen Politiker antiliberalen, autoritär-korporativen, auch antijüdischen Tendenzen vor-

## Er legte 1938 seine eigenhändig niedergeschriebene Kulturbotschaft vor.

gehalten. Die Professoren Georg Kreis und Jakob Tanner unterstellten Etter obendrein eugenisches Gedankengut. Die von Kreis in Anführungszeichen eingeführten Begriffe wie «Gesundung des Volkskörpers» oder «Eindämmung ungesunden Lebens» entlarvt Zaugg indessen als Falschzitate. Tanner schrieb sogar, Etter habe gegen die «Anormalen» polemisiert, weil die für sie aufgewendeten Finanzen bei der Armee fehlen würden. In Wirklichkeit sagte Etter: «Stellen wir der Armee der Geprüften und Leidbeladenen eine viel grössere Armee helfender und gebefreudiger Liebe entgegen!»

Als Sohn eines Küfermeisters in einfachen Verhältnissen in Menzingen geboren, wurde Philipp Etter von der Mutter zu tiefer katholischer Frömmigkeit erzogen. Noch im Stiftsgymnasium in Einsiedeln fielte er den bewussten Entscheid, seinen geistlichen Auftrag nicht im Priesterrock, sondern als Journalist, Jurist, Offizier und Politiker zu erfüllen. Rasch galt Etter in Wort und Schrift als begabter «Laienapostel» und als Nachwuchshoffnung eines noch intakten katholischen Milieus. Er begleitete seinen kontinuierlichen Aufstieg als Verhörer, Richter, Kantonsrat und Regierungsrat auch publizistisch, nämlich als Chefredaktor der *Zuger*

*Nachrichten*. Im Vergleich zu anderen Repräsentanten des politischen Katholizismus war er aber durchaus gemässigt; zu nahe lag der wirtschaftlich viel stärkere Kanton Zürich, zu gross war die Bedeutung der meist reformierten Fabrikbesitzer im Kanton Zug.

1930 wurde Philipp Etter nach einer Kampfwahl in den Ständerat gewählt. In den nachfolgenden Krisenjahren hinterfragte die Jugend in allen Parteien das liberale Wirtschaftssystem genau wie den Parlamentarismus und die direkte Demokratie. Auch bei den Jungkonservativen erscholl der Ruf nach Führung, Autorität und Erneuerung. Etters Partei nahm eine berufsständische Organisation sogar in ihr Wirtschafts- und Sozialprogramm auf, die sich aber deutlich vom faschistischen Ständestaat unterschied. Thomas Zaugg weist überzeugend nach, dass Philipp Etter damals nicht zu den Jungkonservativen gehörte, sondern vielmehr Ziehsohn der älteren, konzilianten Zentralschweizer Partielite war. Er wollte aber seine Popularität bei der Jugend keinesfalls verscherzen und suchte die Geschlossenheit in einer strategischen Allianz mit den Frontisten. 1933 lehnte Etter in seiner Zeitung die Judenverfolgung zwar grundsätzlich ab, äusserte aber auch Sätze wie: «Das Judentum hat zu viel zersetzende Kräfte ins deutsche Volkstum getragen.» Später hat er sich von solchen Äusserungen distanziert und die Hoffnung geäussert, «dass nicht jeder Unsinn ausgegraben wird, den ich vor Jahrzehnten schrieb und aussprach».

## «Mann der Jugend»

Trotz einigem Entgegenkommen an den autoritären Zeitgeist hielt Philipp Etter in den dreissiger Jahren eine mittlere Linie zwischen Beharren und Fortschritt. Vom brutalen Treiben des «Taufschein-Katholiken» Hitler wandte er sich bald angewidert ab. 1934 wurde der 42-Jährige als «Mann der Jugend» trotz eigenen Bedenken in den Bundesrat gewählt. Er genoss die Unterstützung von frankofonen, föderalistischen und antisozialistischen Parlamentariern, die von ihm eine problemlose Einordnung in den Bürgerblock erwarteten. Als Kulturminister sah Etter das Land herausgefordert durch eine laute grossdeutsche Propaganda. Die Schweiz bilde keine eigene Sprachgemeinschaft und gehöre eigentlich zu Grossdeutschland, so deren Vorwurf. Ähnliche Ansprüche ertönten aus Mussolinis Italien gegenüber dem Tessin.

Der Föderalist Etter blieb lange skeptisch was die Nationalisierung und Zentralisierung von Kultur und Erziehung betraf. Er legte aber nach fast zweijähriger Arbeit Ende 1938 seine eigenhändig niedergeschriebene Kulturbotschaft vor, die zu einem Schlüsseldokument der geistigen Landesverteidigung werden sollte. Nicht der Bund direkt, sondern die privatrechtliche





*Selbstbewusst und rhetorisch befeuernd:* Bundesrat Etter (1891 – 1977).

Pro Helvetia mit einem ausgewogen zusammengesetzten Stiftungsrat sollte fortan die nationale Kultur fördern. Auch wenn Etters Kulturpolitik Versatzstücke katholisch-konservativer Bildwelten beinhaltete und den Mittelpunkt der Nation am St. Gotthard verortete, von dem aus angeblich vier Ströme die vier Landeskulturen befruchten: Die Betonung der Kontinuität des schweizerischen Staatsgedankens seit dem Bundesbrief von 1291 wurde auch vom Freisinn und von der Sozialdemokratie akzeptiert. Der Einfluss des Freiburger Literaturprofessors und Demokratieskeptikers Gonzague de Reynold auf Etters Kulturpolitik wird laut Zaugg seit den neunziger Jahren von den Historikern deutlich überschätzt.

Im Jahr 1939 zeigte sich Philipp Etter als Bundespräsident selbstbewusst und rhetorisch befeuernd. Der Toscanelli-Raucher und begeisterte Jasser war von leutselig-geselligem Wesen und fand den Kontakt zu allen Schichten der

Bevölkerung. Davon war im schwierigen Jahr 1940 nicht mehr viel übrig; ein geschwächter, erschöpfter Etter zeigte sogar Zeichen von Defätismus. Im Gefolge der Neutralitätsgeschichte des Basler Historikers Edgar Bonjour ist Bundesrat Marcel Pilet-Golaz zweifellos zu schlecht, sein Kollege Philipp Etter zu gut weggekommen. Die später vielkritisierte, geschmeidige, weil mehrdeutige Rede Pilets vom 25. Juni 1940 wurde in deutscher Sprache von Etter im Radio verlesen. Er war im Vorfeld inhaltlich ebenso beteiligt wie der eigentliche Initiator dieser umstrittenen Ansprache, der freisinnige Nationalrat Theodor Gut aus Stäfa. Etter sah sich durch Gut «unverzüglich, ohne irgendwie Zeit zu verlieren» zu einer Stellungnahme gedrängt. Auch deshalb wurde es unglücklicherweise unterlassen, den Gesamtbundesrat zu informieren.

Manche «Erneuerer» wünschten sich damals Philipp Etter in der Führerfunktion eines eidgenössischen Landammanns. Dies wurde ihm

später ebenso vorgeworfen wie die Mitverantwortung in der Flüchtlingspolitik, speziell während seines Bundespräsidiums von 1942, sowie die von ihm ausdrücklich unterstützte Unterlassung eines Protests des IKRK gegen die Judendeportationen der Nazis. 1944 wandte sich Etter gegen die Verankerung der «Erbgesundheitspflege» in der Bundesverfassung, weil er diese mit der katholischen Soziallehre als unvereinbar beurteilte.

### Sinn für die Moderne

In der Nachkriegszeit gelang es dem Innenminister, vom Ruch eines Anpassers, aber auch eines eifernden Gegenreformators loszukommen. Er wusste aus eigener Erfahrung, dass die Grenze zwischen Anpassung und Widerstand beziehungsweise zwischen Bundesrat und General nicht so eindeutig zu ziehen gewesen war, wie es jetzt dargestellt wurde. Doch schwieg er sich aus Gründen der Staatsraison darüber aus. Etters vierzehn Amtsjahre nach dem Zweiten Weltkrieg verliefen weniger bemerkenswert. Er befürwortete die AHV, auch wenn ein «Familienlohn» der katholisch-konservativen Parteidoktrin eher entsprochen hätte.

Trotz Kaltem Krieg war Etter ein Förderer der kulturellen Öffnung und bewies in der Kunst Sinn für die Moderne. Er beschäftigte sich mit der Gründung des Nationalfonds, dem Ausbau des Gesundheitswesens, der Erweiterung der ETH und dem Nationalstrassenbau. Als die Katholische Volkspartei in den fünfziger Jahren drei Vertreter im Bundesrat stellte, verletzte ihn die Aufforderung des Kollegen und Finanzvorstehers Hans Streuli (FDP) – angeblich eines «Katholikenfressers» –, Etters Partei müsse auch einmal ein «schweres Departement» übernehmen. Nicht zuletzt, um die Zauberformel mit zwei Sozialdemokraten zu ermöglichen, blieb der Zentralschweizer bis 1959 im Amt.

Laut seinem Nachfolger Hans-Peter Tschudi (SP) habe Philipp Etter das Departement in schlechtem Zustand hinterlassen und bei seinen Beamten vor allem auf die katholische Konfessionszugehörigkeit geachtet. Demgegenüber rühmte Nationalrat und Gewerbedirektor Otto Fischer (FDP) Etter zeitlebens als besten aller Bundesräte, habe er doch die neuen Dossiers in die unterste Schublade entsorgt und dort vergessen. Zweifellos hat bislang kein Bundesrat eine so sorgfältige wissenschaftliche Würdigung erfahren wie jetzt Philipp Etter durch Thomas Zaugg. Ob diese ausgerechnet der Zuger Magistrat verdient hat, der letztlich nicht zu den grossen Persönlichkeiten in der Landesregierung zählt, bleibt eine andere Frage.



Thomas Zaugg: Bundesrat Philipp Etter (1891–1977). NZZ Libro. 766 S., Fr. 58.–

# Die goldene Formel der Hilary Mantel

Mit ihrer Cromwell-Trilogie gelingt der britischen Schriftstellerin Hilary Mantel ein seltenes Kunststück: Ihre historischen Romane kommen bei der Kritik ebenso gut an wie beim Publikum.

Was ist ihr Erfolgsrezept? Von Rolf Hürzeler

**E**in abgetrennter Kopf ist schwerer, als man glaubt. Dieser Gedanke kommt dem Machtmenschen Thomas Cromwell nach der Hinrichtung der englischen Königin Anne Boleyn, als ihre Betreuerinnen das Haupt vom Boden aufheben. «Der kleine Körper liegt auf dem Schafott, so wie er gestürzt ist: bäuchlings, die Hände ausgestreckt, schwimmt er in einer Lache aus flüssig-finsterem Purpur, das Blut sickert zwischen die Bretter.» Das Drama spielte sich im Mai 1536 im Londoner Tower ab. Es könnte sich zumindest so ereignet haben, wie es die Schriftstellerin Hilary Mantel beschreibt.

Die Hinrichtung Boleyns wegen angeblicher Untreue in ihrer Ehe mit König Heinrich VIII. bildet den Auftakt zum letzten Band von Mantels Trilogie unter dem Titel «Spiegel und Licht». Mit einer raffinierten Mischung aus Fiktion und Fakten lässt die 68-jährige Mantel die Dynastie der Tudors aufleben, jener Herrscherfamilie, die das politische Leben des englischen Königreichs während fast 200 Jahren bis ins frühe 17. Jahrhundert prägte.

Im Mittelpunkt steht die Schicksalsgeschichte von Thomas Cromwell (1485–1540), dem gesellschaftlichen Aufsteiger, der es als Sohn eines Schmieds in die höchsten Staatsämter schaffte und zum engsten Vertrauten des Renaissance-Potentaten Heinrich VIII. wurde. Cromwell verlor schliesslich gleichenorts wie Anne Boleyn seinen Kopf, womit einer kruden Gerechtigkeit Genüge getan war.

## «Grosszügigkeit mit Präzision»

Hilary Mantel hat sich für dieses dreiteilige Werk von fast 2500 Seiten in die Welt der Tudors zurückversetzt, um ihre Leserschaft in diese Vergangenheit mit hineinzuziehen. Wie eine Regisseurin führt sie ihre Figuren durch die Geschehnisse, erfindet Dialoge und stellt sich immer wieder vor, was in den Köpfen dieser historisch verbürgten Gestalten vorgegangen sein muss. Sie setzt dies in eine anschauliche Sprache um, die bei der Leserschaft ebenso ankommt wie bei der Literaturkritik.

Mantel ist eine der beneidenswertesten Autorinnen, die fast allorts Applaus geniessen: «Mantels Stil ist packend; sie verbindet Grosszügigkeit mit Präzision.» Diese Anerkennung ist umso bemerkenswerter, als andere Autoren historischer Romane wie Conn Iggulden, Philippa Gregory oder Bernard Cornwell im Feuilleton einen schwereren Stand haben. Mantel erhielt für die ersten beiden Bände ihrer Cromwell-Trilogie jeweils den Booker-Preis,



*Menschen sind keine Schachfiguren:* Autorin Mantel.

den wichtigsten Literaturpreis Grossbritanniens; die Queen adelte sie mit dem Order of the British Empire, einem OBE.

Der Staatsmann Thomas Cromwell war ein skrupelloser Strippenzieher, dem ein Menschenleben im Einzelfall nichts bedeutete, wie die von ihm inszenierte Hinrichtung Anne Boleyns belegt. Im Gegensatz zum gängigen Geschichtsverständnis sieht ihn Mantel indes auch als einen verletzlichen Menschen, der sich und den Seinen in einer nach heutigem Verständnis rechtlosen Zeit das Überleben sichern wollte – und scheiterte.

Seine Feinfühligkeit tritt aus Mantels Sicht etwa dann deutlich zutage, wenn er auf der Höhe seiner Macht die politischen Intrigenspiele besser als andere beherrscht – und gegenüber Gegnern Milde walten lässt. Demnach

endete Cromwell nicht vor dem Scharfrichter, weil ihm sein politischer Erfolg in den Kopf gestiegen war, dass er ihn verlieren musste.

Laut Mantel war Cromwell vielmehr Opfer der «strukturellen Verhältnisse», wie sie dem «History Magazine» der BBC in einem Interview sagte. Er verletzte die aus damaliger Sicht göttliche Regel, dass jeder Mensch in der gesellschaftlichen Klasse zu leben hatte, die das Schicksal ihm vorgegeben hatte. Ehrgeiz war aus Sicht der Herrschenden des Teufels.

Hilary Mantel wuchs in einer irisch-stämmigen Mittelstandsfamilie im Norden Grossbritanniens auf. Sie studierte Rechtswissenschaft an der London School of Economics. 1972 heiratete sie den Geologen Gerald McEwen, mit dem sie in Botswana und in Saudi-Arabien lebte. Während einiger Jahre

arbeitete sie als Filmkritikerin des Magazins *The Spectator*.

Diese Tätigkeit sollte ihre schriftstellerische Arbeit prägen. Hilary Mantels Romane lesen sich streckenweise wie Filmszenen, in denen die Protagonisten ihre von der Drehbuchschreiberin vorgezeichneten Rollen spielen – stets mit raffinierten Dialogen versehen. Hilary Mantel arbeitet an den Büchern für die Kino- und TV-Adaptionen ihrer Werke intensiv mit.

### Bewusste Verfälschung?

Zwar liest sich Mantels Lebenslauf geradlinig. Er war es aber nicht, zumal sie seit ihrer Kindheit unter einer fragilen Gesundheit leidet. Wie viele Menschen, die sich als Erwachsene durch aussergewöhnliche Kreativität auszeichnen, litt sie in ihrer Kindheit.

Sie beschreibt in ihrer Autobiografie «Von Geist und Geistern», wie ihre Mutter ihren Liebhaber in das elterliche Haus brachte, als Hilary, die noch zwei jüngere Brüder hatte, sieben Jahre alt war. Es entspannt sich ein vierjähriges häusliches Drama, das erst endete, als sich der leibliche Vater auf Nimmerwiedersehen von der Familie verabschiedete. Die Geschichte könnte fast aus dem Hausstand von König Heinrich VIII. stammen, der es immerhin auf sechs Ehefrauen brachte, von denen er neben Anne Boleyn eine weitere wegen Untreue hinrichten liess.

Die meisten Historiker anerkennen, dass der fiktionale Zugang zur Vergangenheit so legitim ist wie der wissenschaftlich-dokumentarische. Doch einzelne wie der renommierte Tudor-Experte David Starkey halten solche Romane für eine «bewusste Verfälschung», weil sie historische Ereignisse populär zurechtbiegen.

Mantel will ihrer Leserschaft indes mehr vermitteln als einen weiteren Lebenslauf von Thomas Cromwell, der Biografen seit dem 19. Jahrhundert faszinierte: «Ich suche in Texten oder historischen Bildern nach erhellenden Kleinigkeiten, die bisher als unerheblich übergegangen wurden, um ein neues Bild von den Verhältnissen zeichnen zu können.»

Ihre Werkliste ist lang. Ausserhalb von Grossbritannien fand vor allem ihr Roman «Brüder» über die Französische Revolution Beachtung. Auch ein Erzählband mit einer Geschichte über die fiktive Ermordung der britischen Premierministerin Margaret Thatcher gab zu reden, weil die Politikerin tatsächlich jahrelang im Visier der irischen Terrororganisation IRA gestanden hatte und bei einem Anschlag 1984 beinahe ihr Leben verlor.

Hilary Mantel ist mit ihrer Cromwell-Trilogie zu einem literarischen Superstar geworden und in den Medien zeitweise omnipräsent. Dazu gehört ein wohl dosiertes Marketing. So erschien der Roman «Spiegel und Licht» in zahlreichen Sprachen gleichzeitig, was zu einer weltweiten Beachtung führte. Der Titel nimmt übrigens direkten Bezug auf ein angelegliches Zitat von Cromwell gegenüber Heinrich VIII.: «Sie sind der Spiegel und das Licht aller anderen Könige.»



Königsberater Thomas Cromwell.

«Sein Fuss steht auf der Treppe zum Schafott. Sein Geist ist ruhig, doch sein Körper folgt eigenen Regeln.»

Diese Schmeichelei änderte nichts an Cromwells Fall. Sein Verhängnis nahm mit der von ihm arrangierten vierten Heirat Heinrichs VIII. seinen Lauf. Der Monarch sollte die deutsche Adlige Anna von Kleve heiraten, damit England mit den protestantischen Fürsten Deutschlands eine Allianz gegen Frankreich und Rom schmieden konnte.

Cromwell schickte den Schweizer Maler Hans Holbein zu der Auserwählten,

um sie möglichst vorteilhaft zu porträtieren. Das Bild sollte die Begierde des Königs auf die junge Frau wecken. Doch Menschen sind keine Schachfiguren, die sich beliebig herumschieben lassen, wie Hilary Mantel anschaulich beschreibt.

### Erotisches Zipfelchen

Die intime Begegnung zwischen Heinrich VIII. und Anna von Kleve verlief ernüchternd: «Von diesem Moment an war er ohne Neugier auf das, was er unter ihren Kleidern finden würde: nur Zitzen und ihren Schlitz, Hautsäcke und Haare.» Historisch ungeklärt bleibt indes die Frage, ob das Zipfelchen des feisten Heinrich das deutsche Adelsfräulein erotisch elektrisierte. Fehlende Lust hin oder her, Cromwells Fall war eingeläutet.

Der Roman «Spiegel und Licht» beginnt mit einer Hinrichtung und endet mit derjenigen von Cromwell. «Sein Fuss steht auf der Treppe zum Schafott. Sein Geist ist ruhig, doch sein Körper folgt eigenen Regeln, und dazu gehört dieses Zittern... er senkt den Körper, um zu sterben.» Auch sein abgetrennter Kopf ist schwerer, als man denkt.



Hilary Mantel: Spiegel und Licht. Dumont. 1097 S., Fr. 44.90

## Sprache

# Ankebälleli

Wörter werden dereinst dahinschmelzen wie Butter an der Sonne. Von Max Wey

Ein blankes Wunder ist es, sage ich Ihnen, dass wir Deutschschweizer einander überhaupt verstehen: *s füdliblutt Wunder!* Was ist passiert? Ich habe in ein schlaues Buch geschaut. «Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz» heisst das kleine Wunderwerk, in siebter Auflage erschienen im Verlag Huber, Frauenfeld. Einer sagt «jaa», «joo» oder «jou», die andere «jä» oder «iiu». So weit, so klar. Nicht mehr so klar ist es, wenn man sich zum Mittagessen trifft, zum *Zmittag*, das in einigen Gegenden *Zmorge* oder *Zaabig* heissen kann. Zur Suppe wird sicher etwas Brot gereicht, dessen Rinde je nach Region als *Raufu*, *Chruschte* oder *Schwaarte* bezeichnet wird. *Anke* sollte man dazu nicht verlangen, *Butter* heisst das heutzutage. Vorbei die Zeiten, als einer sein *Gspuusi* liebevoll *Ankebälleli* nannte. Hochdeutsche Wörter verdrängen zunehmend traditionelle mundartliche: Das *Ross* wird zum *Pferd*, der *Tokter* zum *Arzt*, die *Witfrau* zur *Witwe*, und es heisst *Rolltreppe*, nicht *Rollstäge*.

### 125 Synonyme für Spinnwebe

Die Walliser kennen drei Mehrzahlformen: *wir mache*, *ir machet*, *shi machunt*. In den meisten Dialekten sagt man: *Är het ne la gaa*. Im Nordosten kann es aber heissen: *Er het en goo loo*. Ähnliche Beispiele findet man in Viktor Schobingers «Säit me soo oder andersch?»: *Er hät s'Handy la gheie*, *Er hät s'Handy gheie laa* oder *Er hät s'Handy la gheie laa* – drei zürichdeutsche Versionen. In einem separaten Kästchen werden nicht weniger als 125 Synonyme für Spinnwebe aufgezählt, zum Beispiel *Gwääb*, *Jumpferespiegel*, *Spimmuggele*, *Spinnhuppe*, *Spinnwuppele*. Mundartliebhaber sagen, sie kämen aus *Aaschdef* (Arisdorf BL), *Chäsiz* (Kehrsatz BE), *Löpschlet* (Leibstadt AG), *Santifaschtus* (St. Silvester FR) oder *Täischpere* (Densbüren AG).

Das Wort *Anke* wird vielleicht dereinst dahinschmelzen wie Butter an der Sonne; damit würde es das gleiche Schicksal erleiden wie zum Beispiel *Chnuppessaager* (Langweiler), *Binätsch* (Spinat) oder *Tüürligiiger* (Durchfall). Aber es gibt auch neue Wörter, zum Beispiel *händle*, *snööbe*, *tschätte* oder *schoppe*, wie Dialektologe Christian Schmid in «Das Mundartschrifttum der deutschen Schweiz» ([christian-schmid-mundart.ch](http://christian-schmid-mundart.ch)) schreibt. Oder *aaschnäggele* (anöden), ein fiktives Verb aus Franz Hohlers «Totemügerli», das Eingang ins Berndeutsche gefunden hat.



Fast verliebt

## Weisst du noch

Von Claudia Schumacher

Sie sassen beim Italiener auf der Terrasse, mit Champagner und Bruschetta, und feierten ihr Jubiläum: ein Paar seit zehn Jahren. Verheiratet seit sechs.

Er hatte gelesen, dass es in Langzeitbeziehungen romantisch sei, den Anfangsmythos heraufzubeschwören. «Weisst du noch, wie wir auf der Fahrt zu Lucas und Maries Hochzeit zum ersten Mal darüber geredet haben, wie wir uns unsere eigene Hochzeit vorstellen?», sagte er also. «Ja», antwortete sie etwas tonlos. Denn wenn sie daran dachte, kam ihr auch in den Sinn, wie er in der Kirche auf den Hintern der Brautjungfer gestarrt hatte. Minutenlang. Bis sie ihn angezischt hatte, in der Kirche, was nicht vollkommen unbemerkt geblieben war.

Aber dann fiel ihr etwas Schönes ein. «Weisst du noch», sagte sie. «Weisst du noch, wie wir am ersten Wochenende nach dem Zusammenziehen in jedem Zimmer Sex hatten, sogar auf der Leiter? Draussen schüttete es wie aus Eimern und wir hatten nur Augen füreinander, lebten zwei Tage von Liebe und Lieferpizza.» Sie kicherte. Er musste auch lachen. Aber dann blinzelte er ein wenig melancholisch in die Abendsonne. Dem Zusammenziehen war so viel Streit vorausgegangen. Sie hatte viel zu lange gebraucht, um sich zu entscheiden. Nachdem er sie gefragt hatte, liess sie ihn zappeln, bis er gefühlt nur noch dreissig Zentimeter gross war, mit Hut.

Aber dann fiel ihm was Nettes ein. «Erinnerst du dich an unsere erste grosse Reise zusammen? New York, das war so wunderbar!» Fröhlich erwähnte er sogar den Besuch in der Brauerei in Brooklyn – was ihr einen Stich versetzte. An dem Abend hatte sie, wie so oft in dieser Zeit, mal wieder von Trennung gesprochen. Sie hatte massive Bindungsängste gehabt, stand unter Druck wie eine Dose Haarspray in der Sonne, allzeit explosionsbereit. «Weisst du eigentlich noch, wie unfassbar anstrengend die ersten Jahre bei uns waren?», sagte sie frei heraus und legte ihre Hand auf seine. «Ich denke nicht so gerne an den Anfang zurück. Wir sind eins dieser Paare, das von Jahr zu Jahr besser wird.» Und darauf stiessen sie an.



Idealer Verführer: amerikanischer Präsident Lindbergh (Ben Cole, l.).

Knorrs Kultur

## Von der Begeisterung versengt

Gedankenspiele mit alternativer Geschichte greifen aktuelle Bezüge auf. In der Miniserie «The Plot Against America» sind sie mit Händen zu greifen. Von Wolfram Knorr

Was wäre geschehen, wenn 1940 statt Franklin Delano Roosevelt der legendäre Charles Lindbergh US-Präsident geworden wäre? Ein Nazi-Fan, Isolationist und Sprecher des America First Committee? Charles Augustus Lindbergh, der mutterseelenalleine 1927 mit seiner berühmten «Spirit of St. Louis» den Atlantik überflogen hatte, war nicht nur zwanzig Jahre jünger als sein Konkurrent, er war auch smarter, frecher, tollkühner, scheute keine Kamera, im Gegensatz zu Roosevelt, der aufgrund seiner Polio-Erkrankung das Radio vorzog. Während also Europa in Flammen steht, die Nazis sich Frankreich einverleibt haben, will Lindbergh Präsident werden, mit dem Slogan «Lindbergh oder Krieg». Den will niemand, auch wenn Schreckliches in Radio und Wochenschauen aus Europa zu hören und zu sehen ist, auch wie Juden gejagt und schikaniert werden. Lindbergh kungelt mit den Nazis, gewinnt haushoch die Wahl und verwandelt sukzessive die USA in einen autoritären Staat.

### Vorlage von Philip Roth

Eine Präsidentschaftswahl zwischen Lindbergh und Roosevelt hat es natürlich nie gegeben, auch wenn der erklärte Nazisympathisant Lindbergh tatsächlich mal damit liebäugelte, in die Politik zu gehen. Brandaktuell aber ist, angesichts von Donald Trumps autoritärem Verhalten, die Fiktion nach dem Motto «Es hätte auch anders kommen können» allemal. Das Spiel mit

alternativer Geschichte diene schon Sinclair Lewis 1935 in seiner Satire «It Can't Happen Here» («Das ist bei uns nicht möglich») über den Aufstieg eines Populisten als Politparabel, und in Philip K. Dicks «The Man in the High Castle» («Das Orakel vom Berge»), 1962, teilen die Weltkriegssieger Japan und das Dritte Reich die USA unter sich auf.

2004 erschien «The Plot Against America», Philip Roth' Alternativ-Dystopie, die sich heute als ziemlich weitsichtig erweist. Kein Wunder, dass sich 2018 der Anspruchssender HBO gemeinsam mit den Serien-Masterminds David Simon und Ed Burns («The Wire») dazu entschloss, aus dem Roman eine Miniserie (sechs Folgen) zu machen. Roth schildert in «Verschwörung gegen Amerika» das Leben in Newark (New Jersey) aus der autobiografischen Sicht eines Kindes, das sich vor dem grassierenden Antisemitismus und Rassismus ängstigt. Der Aufstieg Lindberghs wird zur übersteigerten Angst-Fantasie des Kindes. Einen Ich-Erzähler gibt es in der Serie nicht, die Familie Levin steht im Zentrum; es geht um ihr Leben – aus wechselnden Perspektiven erzählt – im sich verschärfenden politischen Klima der 1940er Jahre.

Herman Levin (Morgan Spector) erwartet eine Beförderung und eine Gehaltserhöhung, die es ihm und seiner Familie, seiner Frau Bess (Zoe Kazan), den Söhnen Sandy (Caleb Malis) und Philip (Azhy Robertson), erlauben, in ein besseres Quartier zu wechseln, ihr gewohntes jüdi-

sches Umfeld hinter sich zu lassen. Während Herman den Aufstieg in ein neues bürgerliches Milieu prima findet, bleibt Bess voller Zweifel, will den Schutz ihrer jüdischen Umgebung nicht aufgeben. Ihre Schwester Evelyn (Winona Ryder), auf ruheloser Suche nach Liebe und eigener Familie, verknallt sich in den eitlen Rabbi Lionel Bengelsdorf (John Turturro), der in totaler Verblendung den populistischen Sprüchen Lindberghs auf den Leim geht und bald zu seinem glühendsten Anhänger wird. Evelyn, von ihrer Begeisterung versengt, sorgt für heftige Zerwürfnisse in der Familie Levin. Präsident Lindbergh hält zwar sein Versprechen, sich nicht in Europas Krieg zu einzumischen, lädt aber Nazi-Größen ins Weisse Haus, stachelt Antisemitismus und Rassismus an, missbraucht hemmungslos seine Macht.

### Pure Magic

Als Juden in Newark niedergeknüppelt werden, wird dem Vorfall dokumentarisches Material einer SS-Prügelei untergeschnitten, was der Szene beklemmende Wucht gibt. Schritt für Schritt füllt sich die Serie durch ihre klaustrophobische Unausweichlichkeit mit alpträumlicher Emotionalität, die durch den Fokus auf den Mikrokosmos der Familie fast physisch spürbar wird. Da erreicht «The Plot Against America» eine enorme suggestive Qualität. Die kontrafaktische Story bewegt sich dort nahe an der Wirklichkeit, wo sich Lindbergh ähnlich verleumderisch wie Trump über Minderheiten äussert; beim Flieger-Ass sind es seine Bemerkungen über Juden (sein einfach «unzuverlässig»), die nicht so ganz ernst genommen werden. Erst wenn es zu spät ist, wird realisiert, was lange zu wenig ernst genommen, einfach übersehen wurde, weil es so «flapsig dahergesagt» wirkte.

Die Besetzung ist glänzend: Ben Cole als Lindbergh in seiner jovial-kalten Kantigkeit mit dem Gesicht eines wolkenlosen Horizonts – nichts trübt sein Blendwerk. Der ideale Ver-

### «The Plot Against America» erreicht eine enorme suggestive Qualität.

führer, und optisch ist «The Plot Against America» pure Kulinarik, einschmeichelnd glatt; von den alten voluminös ausladenden Limousinen über die braun-rot-gelben Farben, das warme Licht aus den Häusern, die Mode, all das ist gradlinig, unangestrengt und findet im Bild statt, nicht mit dem Bild. Die Serie schlängelt sich nicht modisch-nostalgisch an die alte Zeit heran, hier wird eine Epoche unaufdringlich und genau rekonstruiert. Pure Magic.

**The Eddy** — Dass Serien sehr wohl auch mit dem seriellen Format experimentieren können, demonstriert eindrucksvoll Alan Poul («Six Feet Under») mit dem Porträt eines Jazzklubs

in Paris. Auf die Idee sei er gekommen, als Damien Chazelle («La La Land») seinen Erstling «Whiplash» 2013 in Sundance vorstellte. «Ich nahm ihn mit zu einem Konzert von Musikproduzent Glen Ballard, das uns dazu inspirierte, ob wir nicht mal umgekehrt verfahren könnten: erst die Musik, dann das Skript.» Tatsächlich gelang es ihnen (Chazelle inszenierte die ersten beiden der acht Folgen), aus musikalischer Lust heraus eine Erzählung zu entwickeln, die die Probleme eines Jazzklubs zeigen. Da sind die Kumpels Elliot (André Holland), ein Jazzmusiker, der seit dem Tod seines Sohnes nicht mehr spielt, und Farid (Tahar Rahim), der sympathische Luftikus. Sie betreiben den Klub «The Eddy», der in ständigen finanziellen Nöten ist, was Farid in zwielichtige Geschäfte schlittern lässt, ohne dass er Elliot einweihet. Als Farid einem Mord zum Opfer fällt, versucht Elliot die Probleme zu lösen. Von der Polizei der Mitwiserschaft verdächtigt, von seiner sechzehnjährigen



Alternative Überlebensvitalität: «The Eddy».

Tochter Julie (Amandla Stenberg), in Schwulitäten gebracht und Beziehungsquerelen mit Elliots Partnerin und Sängerin Maja (Joanna Kulig), treiben ihn fast zur Aufgabe.

### Methoden der Anti-Hollywood-Bewegung

Das Lokalkolorit ist verschlissen, vom Klub über die Wohn- und Lebensverhältnisse bis zum Quartier, aber von überquellender Vitalität. Kein Eiffelturm, kein Louvre, keine Edelmühle gerät vor die Kamera. Dieses Paris gewinnt seine «malerische» Qualität aus dem Ambiente alternativer Überlebensvitalität. Angesichts zunehmend stromlinienförmiger Serien-Dramaturgie (mehrere Erzählperspektiven, wechselnde Schauplätze, kalkulierte Mischung von Sex und Gewalt) ist «The Eddy», ausschliesslich mit Handkamera und auf 16-mm-Material gedreht, gewagt. Damit griff Alan Poul auf experimentelle Methoden der Anti-Hollywood-Bewegung zurück, vor allem auf John Cassavetes und seinen Pseudo-Dokumentarismus («A Woman Under the Influence», 1974), auf Robert Altman («Nashville», 1975), aber auch auf die Anfänge der Nouvelle Vague. Ob dieser erzählerische wie ästhetische Zugriff breite Zustimmung findet, sei dahingestellt, aber dass Netflix derartige Experimente wagt, ist erfreulich.



## Unten durch Lebensmut

Von Linus Reichlin

Der Schriftsteller P. beklagte sich während eines Telefongesprächs bei mir darüber, dass er wegen des Shutdowns 23 Lesungen absagen musste. Ich sagte, das tue mir leid, aber es tat mir nicht leid. Vielmehr dachte ich, dass er sich damit 23 grosse Enttäuschungen erspart hat. Ich weiss nämlich, dass an seine Lesungen nie mehr als fünf Leute kommen, von denen meistens zwei oder drei während der Lesung wegdösen. Bei den Wachbleibenden handelt es sich in der Regel um den Buchhändler, der ihn eingeladen hat, und dessen Mitarbeiterin, die dazu verdammt ist, sich jede noch so langweilige Lesung jedes noch so talentlosen Schriftstellers anzuhören. Für junge Buchhandlungsangestellte war der Shutdown eine Gnade Gottes. Doch nun müssen sie befürchten, dass es aufgrund des Drucks der Wirtschaftsverbände wieder losgeht mit den endlosen abendlichen Rezitationen. P. kündigte mir gegenüber bereits an, er werde Mitte Juni 3 der abgesagten Lesungen nachholen.

«Schön», sagte ich, «dein Publikum kann es sicher kaum erwarten, wieder einmal gut zu schlafen... ich meine, nach deiner Lesung.» Ich dachte, dass P. sich um die Einhaltung des nötigen Sicherheitsabstands bei seinen Lesungen keine Sorgen machen muss, da ja schon vor der Seuche zwischen jedem seiner Zuhörer fünf leere Stühle standen. Bei einem Literaturfestival in Prag strömten allerdings einmal 195 Leute in den Barocksaal, in dem P. las. Dieser Massenaufmarsch hing mit einem Fehler im Programmheft zusammen. Darin waren Zeitpunkt und Ort von P.s Lesung mit denen der Lesung von T. C. Boyle verwechselt worden. T. C. Boyle wiederum las im kleinen Café-Raum der Bibliothek vor 5 Leuten, sein Vortrag wurde durch das Staubsaugergeräusch des Facility-Managers gestört. «Jetzt weiss Boyle wenigstens, wie es ist», sagte P., «wenn man nicht T. C. Boyle heisst.» «Ja», sagte ich, «und du weisst, wie es ist, wenn man heisst wie er.» Mein Freund K., ebenfalls Schriftsteller, dem ich von den 23 abgesagten Lesungen von P. erzählte, sagte: «23! Quatsch! Er ist nur einfach im Rechnen noch schlechter als im Schreiben! Wenn der 1 Lesung und 1 Lesung zusammen-

>>> Fortsetzung auf Seite 54

»» Fortsetzung von Seite 53

zählt, kommen bei ihm 23 raus!» K. sagte, er selbst habe ja nur 14 Lesungen absagen müssen, und er sei, mit Verlaub gesagt, ein bisschen gefragter als P. «Du hast völlig recht», sagte ich, doch er hatte überhaupt nicht recht. K. ist bei den Buchhändlern so gefragt wie das Coronavirus bei den Lungenärzten. Zu Lesungen wird er nur noch eingeladen, wenn im letzten Moment ein gefragter eingeladen Autor absagt: Dann engagiert man K. als Ersatz im Sinne eines «Besser als nichts». Die Einschlaftrate bei seinen Lesungen liegt sogar noch um 4 Prozent höher als bei den Lesungen von P. Bei K.s Rezitationen nicken manchmal sogar junge Buchhandlungsangestellte ohne Vorerkrankung ein. Das ist die Realität, der man sich stellen muss!

Es ist wahr, dass viele Schriftsteller durch den Shutdown in den finanziellen Ruin getrieben werden. Aber es ist ebenso wahr, dass sie vorher schon pleite waren. So wie an dem Virus oft Menschen sterben, die ohnehin bald gestorben wären, so ist es auch im Literaturbusiness: Es trifft diejenigen Dichter, die schon vorher mit Löchern in den Socken herumliefen. Was mich betrifft, so stopft meine Freundin Susi meine Socken für mich. Ich bin, soviel ich weiss, der einzige alte weisse Mann im deutschsprachigen Raum, der diesen Service noch erhält. Während Susi stopft, verarbeite ich diese Erfahrung in einem neuen Roman, in dem eine wegen des Shutdowns arbeitslos gewordene Kellnerin durch die Erfindung eines von innen beleuchteten Stopfeis ihren Lebensmut zurückgewinnt. Bis sie erfährt, dass der spätere deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer 1938 ein solches Ei zum Patent anmeldete und damit kläglich scheiterte. Ich habe bereits 1 Lesungsanfrage von der Konrad-Adenauer-Stiftung in Berlin!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

### Mehr Licht!

Von Peter Rüedi

Was ist ein Vierteljahrhundert, gemessen an der Geschichte der tief im florentinischen Mittelalter verwurzelten toskanischen Familie Frescobaldi! Die ist einer der grossen italienischen Weinproduzenten mit vielen Besitzungen, fast alle mit klingenden Namen: die Tenuta Castiglioni in den Colli Fiorentini, das Castello Pomino und das Castello Nipozzano, beide nicht unweit östlich von Florenz; die Tenuta di Castelgiocondo in den Hügeln von Montalcino. Ebenfalls im Brunello-Gebiet nahe Montalcino gründeten Anfang der neunziger Jahre Vittorio Frescobaldi und der Amerikaner Robert Mondavi das Joint Venture Tenuta Luce, von deren Spitzenerzeugnis gleichen Namens jetzt mit dem 2017er der 25. Jahrgang feierlich präsentiert wird.

Der «Luce» ist, wie das Resultat einer anderen Kooperation zwischen Mondavi und den Frescobaldis, der Ornellaia, in relativ kurzer Zeit zu einer Ikone der *super-Tuscans* im obersten Preissegment geworden: beides Toskaner nach dem Ideal von Bordeaux-Cuvées, der «Luce» halb und halb mit einer Merlot-Sangi-

ovese-Genetik. Beide Weingüter sind heute ganz im Besitz der Frescobaldis, die Geschäfte führt mit Souplesse Vittorio's Sohn Lamberto, und der präsentiert die Jubiläumsedition des «Luce» mit etwas sehr vollmundiger Öno-Poesie auf der Etikette. Etwas frei übersetzt: «Hier ist die Erinnerung an die Rebe und die Arbeit, die Erde, die Sonne, das Echo der Zeit und des Gesangs der Jahreszeiten.» Letztere setzten 2017 dem Winzer nicht wenig zu, mit frühem Austrieb, Frost im Mai, heissem Sommer, was Einbussen in der Menge zur Folge hatte, aber am Ende einen vorzüglichen Wein zeitigte. Eine geballte Aromenvielfalt, ich rieche unter anderem Himbeeren, Pflaumen, etwas Vanille. Gezeugt und erzogen, um anzukommen, ein Wein mit Ausrufungszeichen, aber auch beträchtlicher Eleganz.

Es gibt ja Weinfreunde, die (keineswegs nur aus knauserigen Motiven, protestantischer Askese oder sozialistischem Klassenbewusstsein) keinem trauen über fünfzig (Franken); die grundsätzlich eine Flasche im oder am dreistelligen Bereich für eine dekadente Laszivität, wenn nicht gar für eine Obszönität halten. Ich zähle mich nicht zu ihnen. Einen Hunderter kann man auf hundert blödere Arten ausgeben als für einen leuchtenden Wein wie diesen «Luce». Einmaligkeit hat ihren Preis, nun ja: eine relativ limitierte Produktion halt auch. Und Wein ist, denke ich, der denkbar ungeeignetste Gegenstand für eine Grundsatzdiskussion über Sinn und Grenzen des Luxus. Die hat jeder für sich selbst zu bestimmen. *Love it or leave it.* Bei Arvi immerhin zu einem Viertel günstiger als bei anderen Schweizer Anbietern.

Tenuta Luce della Vite Luce 2017. IGT Toscana. 14,5 %. Arvi, Melano. Fr. 76.45 (arvi.com)



## Die Bibel

### Was Recht ist

Von Peter Ruch

Dann werde ich nicht zuschanden, wenn ich auf alle deine Gebote schaue. (Psalm 119, 6) Der längste aller Psalmen ist ein Loblied auf die Weisungen und Gebote Gottes. Unvoreingenommenen Lesern erscheint es als Korsett, das man sich lieber vom Leib

hält. Jüdische Mitbürger – nicht nur ultraorthodoxe – leben die Gesetzestreue vor. Die allermeisten tun es nicht zerknirscht, sondern mit jener Freude, die auch der Psalm 119 besingt (V.14). Das mag Nichtjuden befremden, doch sollte man die heilvolle Wirkung nicht unterschätzen, welche Grundregeln und Prinzipien ausüben. Woher stammen sie? Die Basler Professorin für Europarecht zitierte letzthin eine verbreitete Auffassung, wonach das Recht «geronnene Politik» sei. Demnach wäre die gesamte Rechtsordnung durch politische, also menschliche Beschlüsse *gesetzt*, lateinisch *positum*. Die entsprechende Lehre heisst etwas sperrig Rechtspositivismus. Einer ihrer klassischen Verfechter, Hans Kelsen, war der Ansicht, «ein Unrecht des Staates muss unter allen Umständen ein Widerspruch in sich selbst sein». (1911)

Einspruch! Mit dem Rechtspositivismus lässt sich jede Diktatur legitimieren. Es gibt ein paar Prinzipien und Regeln, die als Naturrecht gel-

ten müssen. Friedrich August von Hayek wies darauf hin, dass Menschen Regeln einhalten, lange bevor diese formuliert sind. Nach der Bibel stammen sie von Gott: die Achtung der Familie, das Tötungstabu, der Eigentumsschutz, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Freiheit, die Machtbegrenzung. Der lockere Umgang damit zieht Verwahrlosung, Unterdrückung, Armut und Krieg nach sich. Ausnahmen gibts in Krisenzeiten. Brennt ein Haus, darf die Feuerwehr ungefragt den Nachbargarten betreten und beschädigen. Wie viele Rechtsbrüche erlaubt die Corona-Krise? Die Schweiz war darin schon zuvor ein wenig geübt. Die EU missachtet seit Jahren ihre einst einstimmig beschlossenen Verschuldungskrise. Nun folgt ein neuer Schuldensprung. Das kann gutgehen – sofern das Recht und der Ausgleich bald wiederhergestellt werden.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



## Auto

# Alles in einem

Der Ford Kuga mit Plug-in-Hybrid ist technisch hochstehend, umwelt- und familienfreundlich. *Von David Schnapp*

Treuen Lesern ist aufgefallen, dass in letzter Zeit hier häufiger Automodelle vorgestellt werden, die sowohl über einen Stromanschluss als auch über einen Benzin-Einfüllstutzen verfügen. Während reine Elektrofahrzeuge immer noch etwas für Technologiepioniere sind, versprechen sogenannte Plug-in-Hybride (PHEV) das Beste aus zwei Welten, mehr Alltagsnutzen bei höherer Flexibilität. Und wenn man seinen PHEV regelmässig lädt, sind im durchschnittlichen Schweizer Verkehrsgeschehen erstaunlich tiefe Benzinverbrauchswerte erreichbar.

Gemäss Bundesamt für Statistik legen die Bewohner der Schweiz täglich 36,8 Kilometer zurück, 65 Prozent fahren diese Strecke mit dem Auto. Fährt man mit Strom statt Benzin, ist das natürlich ein Beitrag zur lokalen Senkung des Schadstoffausstosses. Da diese aufgrund der heute üblichen Filtertechnologien kaum noch ins Gewicht fallen, scheint mir ein anderer Aspekt etwas unterschätzt: Es ist deutlich günstiger, in der Schweiz mit Strom statt Benzin zu fahren. Auf 100 Kilometer gerechnet, kostet der elektrische Antrieb – je nach Stromtarif – etwa Fr. 4.50, mit fossilem Treibstoff kommt man auf knapp 10 Franken. Da der Strom vorwiegend – und im Moment noch – in CO<sub>2</sub>-freien Wasser- und Atomkraftwerken erzeugt wird, gilt er zudem als ausgesprochen umweltfreundlich.

Mein letztes Testfahrzeug war ein neuer Ford Kuga mit Duratec Plug-in-Hybrid, den ich abends jeweils in meiner Garage an die Steckdose anschloss. Am folgenden Morgen informier-

te mich die entsprechende Anzeige darüber, dass mir die vollgeladene Batterie nun 60 Kilometer Reichweite ermögliche. Naturgemäss sind es dann am Ende immer etwas weniger, aber 45 Kilometer sind realistisch. Und falls der Benzinmotor sich doch einmal fast unbemerkt zuschaltet, zeichnet er sich durch akustische Zurückhaltung und angenehme Laufruhe aus.

Bei längeren Strecken zeigt sich, wie effizient das System im Zusammenspiel ist: Bei einer Besorgung im Kanton Thurgau komme ich bei 129,8 Kilometer Strecke auf einen Durchschnittsverbrauch von 3,1 Liter / 100 km und 73,4 elektrisch zurückgelegte Kilometer.

Der Kuga ist nicht nur ein tolles Auto für Umweltfreunde und Sparfüchse, auch Technikliebhaber dürften daran Freude haben. Es gibt sehr viele Tasten am Lenkrad, das Auto verfügt über Sicherheits- und Assistenzsysteme sowie eine Musikanlage von Bang & Olufsen. Als Fahrer wird man ausserdem über jede Kleinigkeit informiert: offene Türen, angegurte Passagiere, und über die Effizienz beim Bremsen setzt einen der «Bremstrainer» in Kenntnis. Einerseits ist das manchmal etwas viel Information. Andererseits ist es ein Beleg dafür, dass der Kuga technologisch ganz vorne mitfährt.

### Ford Kuga Plug-in-Hybrid ST-Line X

Motor/Antrieb: 2,5-Liter-Benzinmotor, Elektromotor, CVT-Automatikgetriebe, Frontantrieb  
 Leistung: 225 PS/165 kW; elektrische Reichweite: 56 km  
 Verbrauch (EU-Norm): 1,41 / 100 km  
 Beschleunigung (0–100 km/h): 9,2 sec  
 Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h  
 Preis: Fr. 45 500.–, Testwagen: Fr. 52 850.–

## Jazz

# Alte Schule neu gedacht

*Von Peter Rüedi*

Mit Bill Frisell und Pat Metheny bildet John Scofield, geboren 1951 in Dayton, Ohio, die Dreifaltigkeit der grossen Gitarristen des aktuellen Jazz. Von allen ist er der heisseste stilistische Nachfahre der Gitarrentradition, die im Spiel von Wes Montgomery (1923–1968) gipfelte; ja seine melodische Dringlichkeit und sein mitreissender swing erinnern sogar an einen früheren Pionier der elektrischen Gitarre, den 1942 jung verstorbenen Charlie Christian. Aber auch andere Einflüsse schmolz Scofield in sein Spiel ein, die Subtilität des Balladiers Jim Hall und funkige, bluesige roots.

Sein jüngstes Werk ist dem Mentor seiner Studienjahre in Berklee und langjährigen Gefährten, dem Bassisten Steve Swallow, gewidmet. An einem einzigen Nachmittag nahmen sie «à la alte Schule» mit dem Drummer Bill Stewart (auch er ein häufiger Wegbegleiter der beiden) neun von seinen ebenso selbstverständlichen wie raffinierten Kompositionen auf, die durch Interpretationen vieler prominenter Partner wie Gary Burton oder Carla Bley längst zu einer Art modern standards wurden. Deren Interpretation erinnert in ihrer Entstehung an die bekannte Geschichte vom chinesischen Kaiser, der bei einem berühmten Maler das Bildnis eines Hahns bestellte, von ihm jahrelang getröstet wurde, bis der Maler am Ende in kürzester Zeit den Vogel vollendet auf die Leinwand warf und den ob des hohen Honorars und der unverhältnismässig kurzen Entstehungszeit verärgerten Herrscher vor die in seinem Haus gestapelten unzähligen Entwürfe, Skizzen, Varianten, Vorstufen führte. Jeder Augenblick hat seine Geschichte. So kurz und spontan die Session im Studio war, so lang war die gemeinsame musikalische Erfahrung von Scofield und Swallow, die ihr voranging.

So ungemein frisch und inspiriert ist aber auch, was sie «nach Art der alten Schule» aufzeichneten: lebendig und überraschend in der Interaktion, virtuos, aber nie geschwätzig in der solistischen Entfaltung (Scofield ist ein grosser Geschichtenerzähler, mit einem zuweilen auch schrägen Sinn für Humor und Witz). Jazz ohne Wenn und Aber. Nicht von gestern, nicht von morgen. Von heute.



John Scofield / Bill Stewart / Steve Swallow: Swallow Tales. ECM 2679 083 6036

## Jenseits der Sterne

Die beiden Restaurantführer «Gault Millau» und «Guide Michelin» unterscheiden sich nur noch in Nuancen. Sie setzen auf Innovation und Experiment. Zum Glück gibt es Ausnahmen. Von *Andreas Honegger*

Auch in Zeiten von Epidemien stehen die Restaurants im Rampenlicht, und die Tester verteilen ihre Punkte und Sterne. Den Kunden helfen die Führer in den letzten Wochen nicht viel – waren Restaurants als gesellschaftliche Treffpunkte doch zu gefährlichen Orten geworden, die man meiden musste.

Wagen wir angesichts der sanften Öffnung einen Blick auf die beiden Führer, aus deren Wertungen sich unsere Liste der fünfzig «Besten» zusammenstellt. Der «Gault Millau Schweiz» für 2020 erschien bereits im Herbst des Vorjahres, der «Guide Michelin» für die Schweiz wartete mit der Publikation bis Ende Februar. Letzterer gewinnt etwas an Aktualität, aber insgesamt werden sie sich immer ähnlicher. Auch der «Guide Michelin» macht nun ein grosses Tamtam um sein Erscheinen. Der «Gault Millau» verteilt eine Fülle von Auszeichnungen: die Köchin des Jahres, den Aufsteiger in allen drei Landesteilen, den Titel des besten Sommeliers, den des besten Pâtissiers und so weiter. Seit einiger Zeit gibt es sogar Köche des Monats, wofür man die Szene schon überirdisch gut im Auge haben muss. Nun verteilt das Pneuhaus auch den «Michelin Mentor Award» für den grössten Förderer von Talenten. Man muss nicht lange raten, wer das denn ist: natürlich Andreas Caminada.

### Spitzenrestaurants als Kettenbetriebe

Berühmte Köche neigen dazu, einen Zweit-, Dritt-, Viertbetrieb zu eröffnen, da die Tische im Stammbetrieb kaum ausreichen, um den Umsatz immer weiter zu steigern. Pionier und Spitzenreiter ist Alain Ducasse mit rund dreissig Restaurants rund um die Welt. Fast alle diese Lokale von Frankreich bis England, Amerika und Japan werden regelmässig mit Sternen überhäuft. Zeitweise war er Herr über drei Dreisternelokale: «Le Plaza Athénée» in Paris, «Alain Ducasse at the Essex House» in New York und «Le Louis XV» in Monaco. In Porträts führt er seinen Erfolg auf eine minuziöse Rezeptierung und eine unablässige Kontrolle zurück, die ihn ständig rund um die Erde führt. Auch Nobuyuki Matsuhisa ist mit seiner weltumspannenden «Nobu»-Restaurantkette, die seine japanisch-peruanische Fusionsküche anbietet, ein solcher Grossunternehmer. Nusret Gökçe, bekannt als «Salt Bae», bietet seine Fleischmocken vom Grill schon fast überall an. Er hat Restaurants in Istanbul, Ankara, Abu Dhabi, Miami und New York. Er macht allerdings im Rennen um Punkte und Sterne nicht mit, da seine Grillkünste dazu viel zu traditio-

nell sind, rekordverdächtig sind hier nur die Dimensionen der Steaks. Dank seinen Auftritten in den Social Media kann Gökçe den Eindruck erwecken, immer auf der ganzen Welt gleichzeitig seine Grill-Show abzuziehen.

Da ist die Kette von Andreas Caminada mit dem «Schloss Schauenstein» und der «Remisa – La Tavlada» in Fürstenu am Domleschg als «Heimathafen» und den «Igniv» in St. Moritz, Bad Ragaz und neuerdings in Zürich noch eine übersichtliche Flotte. Mit dem sicher verdienten Mentor-Award möchte der «Guide Michelin» auch ein Stück vom Glamour des Bündner Spitzenkochs ergattern, der im «Gault Millau»-Channel zum TV-Star geworden ist. Caminada hat in seinen Betrieben durch seine Schule vergangene Stellvertreter. Er kann nicht überall gleichzeitig in Erscheinung treten, wie das seine Kunden sich vielleicht erhoffen.

Mit sicherem Abstand auf Caminadas Fersen versucht die «Giardino»-Hotelgruppe mit den «Ecco»-Restaurants eine ähnliche Sternenspur zu hinterlassen. Die «Ecco» in Zürich (Atlantis), in St. Moritz (im «Giardino» in Champfer) und in Ascona haben alle zwei Sterne und 18 Punkte erreicht. Aber das half nicht, die Rentabilität des Atlantis in Zürich zu verbessern. Nun ist dieser Betrieb geschlossen und der Platz 19 auf unserer Liste (Seite 57) ist vakant.

Die beiden Restaurantführer unterscheiden sich nur noch in Nuancen, die Gruppe der Spitzenrestaurants ist eine Einöde – auf hohem Niveau – geworden, eine Entwicklung, die durch die Eröffnung von «Filialem» beschleunigt wird. Unter dem Scheinwerfer der Edelbeizen-Publizität hat Rudi Bindella neben seinen Gruppen – wie «Santa Lucia» oder «Più» – eine ganze Reihe renommierter und hervorragender Restaurants mit italienischer Küche unter seine Fittiche gebracht. Das «Bindella», das «Conti», die «Cantinetta Antinori» und das «Ornellaia» an der Bahnhofstrasse, das «Bianchi» am Limmatquai, alle in Zürich, aber auch das «Bindella» in Freiburg, der «Kornhauskeller» in Bern und das «Chez Donati» in Basel – um nur die bekanntesten zu nennen – sind alles gepflegte Lokale, und sie bieten gutes italienisches Essen, weshalb sie praktisch auch immer voll sind. Bezeichnenderweise hat bis jetzt nur das von einem französischen Koch geführte «Ornellaia» einen «Michelin»-Stern und sieben «Gault Millau»-Punkte erhalten. Die traditionelle italienische Gastronomie ist beliebt – was ihr fehlt, ist das für die grossen Führer unumgängliche Kriterium der Innovation.



*Cordon bleu statt Firlefanz:*

Der allzu grossen Freude an der bewährten italienischen Restaurantkultur in Zürich gibt denn Wolfgang Fassbender im Lifestyle-Portal «Bellevue» der NZZ auch explizit die «Schuld» am Versiegen des Sterne-Regens über der grössten Schweizer Stadt: In keiner anderen Stadt der Schweiz dürfte es derart viele italienisch oder spanisch ausgerichtete Esslokale geben. In der Grossregion Zürich haben vier Restaurants – Markus Gass' «Adler» in Hurden, Antonio Colaiannis' «Gustav» in der Europaallee, Vreni Gigers «Rigiblick» und das «Ryokan Hasenberg» in Widen – wegen Geschäftsaufgabe oder Neuausrichtung ihren Stern abgegeben. Diese Verluste kann der eine neue Stern für Thomas Bissegger im «1904 Designed bei Lagonda» an der Löwenstrasse in Zürich nicht wettmachen.

### Nichts veraltet schneller als das Neue

Tatsächlich scheinen die Tester der Restaurantführer mehr und mehr ganz auf Originalität und Innovation zu setzen. Das Faktum, dass dem Restaurant von Paul Bocuse, «L'Auberge du Pont de Collonges» in Collonges-au-Mont-d'Or, nur ein Jahr nach dem Tod des «Kochs des Jahrhunderts» einer seiner drei Sterne abgesprochen wurde, ist ein klares Zeichen für diesen Trend. Bestätigt wurde er durch den Entzug des dritten Sterns für die Haerberlins in Illhaeusern im Elsass. Es ist nicht lange her, da hatte der erwähnte Fassbender anlässlich des Fünfzig-Jahr-Jubiläums der Verleihung des dritten Sterns an die Haerberlins noch unter dem Titel «Drei Sterne für alle Zeiten» von einem Monument, das unter gastronomischem Denkmalschutz stehe, geschwärmt. Die Monumente wanken, das kurzlebige Immer-Neue wird jetzt gefeiert. Wer erinnert sich noch an die molekulare Küche? An das Brausepulver in





«Löwen»-Nänikon-Wirtepaar Stalder.

allem und jedem, an die Schleckstängel aus Olivenöl aus der Flüssigstickstoff-Kälte? An die «Paella» aus der Plastikpipette und anderen Schnickschnack, den der Katalane Ferran Adrià im «El Bulli» zelebrierte? Selbst Saucenschäume sind gestrig geworden. Aber Adrià wurde für diesen kurzen Hype – sein Restaurant ist längst geschlossen – seinerzeit mit der Höchstwertung von drei «Michelin»-Sternen belohnt.

Nichts veraltet schneller als das Neue, aber die menschliche Innovationskraft findet auch immer wieder Neues – neue Produkte, Gewürze, Zubereitungsarten. Die einen begeistert der Kitzel des Neuen, lockt die Herausforderung des Experiments. Für die anderen muss das Neue besser sein, um dem Traditionellen den Rang abzulaufen. In diesem Spannungsfeld schlägt das Pendel bei den Restaurantführern und bei vielen Restaurantkritikern eindeutig in Richtung Innovation und Experiment.

Nicht alle Küchenchefs und Wirte machen den Trend mit. Stephan Stalder vom «Löwen» in Nänikon im Kanton Zürich steht zwar auf der Liste der Einsternlokale im neuen «Michelin» und wird von «Gault Millau» mit sechzehn Punkten geführt. Er selbst will aber von seinem Glück nichts wissen. Obwohl ein hervorragender Koch, will er sich nicht unter Druck setzen lassen. Die *NZZ am Sonntag* liess er wissen, dass er sich in dieser Liga nicht mehr wohl fühle. Da gehe es in den Luxus, das Drumherum werde wichtiger als das, was er kochen möchte. Vor dem ersten Gang müsse er drei Amuse-Bouches servieren, nichts mehr schein gut genug. Der Autor des Artikels fasst die Begründung des Kochs zum Verzicht auf Punkte und Sterne in einer eingängigen Kurzform zusammen: weil er lieber ein Cordon bleu brate, als Firlefnaz aufzutischen.

## Die 50 besten Restaurants der Schweiz

Platz	Restaurant	Ort	Michelin-Sterne/Gault-Millau-Punkte
1.	Restaurant de l'Hôtel de Ville	Crissier	*** 19
2.	Cheval Blanc im Grandhotel Les Trois Rois	Basel	*** 19
3.	Andreas Caminada im Schloss Schauenstein	Fürstenu	*** 19
4.	Domaine de Châteaueux	Satigny	** 19
5.	Didier de Courten im Terminus	Siders	** 19
6.	The Restaurant im Dolder Grand	Zürich	** 19
7.	Tanja Grantits Stucki	Basel	** 19
8.	Pavillon im Baur au Lac	Zürich	** 18
9.	Rico's	Küsnacht	** 18
10.	Anne-Sophie Pic im Beau-Rivage Palace	Lausanne	** 18
11.	Einstein Gourmet	St. Gallen	** 18
12.	Taverne zum Schäfli	Wigoltingen	** 18
13.	Adelboden	Steinen	** 18
14.	Le Pont de Brent	Brent	** 18
15.	Ermitage des Ravet	Vufflens-le-Château	* 19
16.	Memories Grand Resort	Bad Ragaz	** 18
17.	Da Vittorio im Carlton	St. Moritz	** 18
18.	focus im Park Hotel Viznau	Viznau	** 18
19.	Ecco im Hotel Atlantis (geschlossen)	Zürich	** 18
20.	Ecco	Ascona	** 18
21.	Ecco im Giardino Mountain	St. Moritz-Champfèr	** 18
22.	7132 Silver	Vals	** 18
23.	La Table d'Edgar, Lausanne Palace Spa	Lausanne	* 18
24.	Zum Gupf	Rehetobel	* 18
25.	Le Chat-Botté	Genf	* 18
26.	Schlüssel	Oberwil	* 18
27.	Des Trois Tours	Freiburg-Bourguillon	* 18
28.	Hostellerie du Pas-de-l'Ours	Crans-Montana	* 18
29.	Sommet Alpina	Gstaad	* 18
30.	Talvo by Dalsass	St. Moritz-Champfèr	* 18
31.	Locanda Barbarossa im Castello del Sole	Ascona	* 18
32.	Les Quatres Saisons	Basel	* 18
33.	Bayview	Genf	* 18
34.	Maison Wenger	Le Noirmont	** 17
35.	Incantare, Gasthof zur Fernsicht,	Heiden	** 17
36.	Igniv im Palace	St. Moritz	** 17
37.	Igniv Bad	Ragaz	** 17
38.	After Seven	Zermatt	* 17
39.	La Brezza im Eden Roc	Ascona	* 17
40.	Roots	Basel	* 17
41.	Sonnenhof Marée	Vaduz	* 17
42.	Les Pérolles	Fribourg	* 17
43.	Schlüssel	Mels	* 17
44.	Cà d'Oro Sankt	Moritz	* 17
45.	Denis Martin	Vevey	* 17
46.	EquiTable	Zürich	* 17
47.	Le Cigalon	Thônex	* 17
48.	Ornellaia	Zürich	* 17
49.	Traube	Trimbach	* 17
50.	L'Aperté	Genf	* 17



Tamaras Welt

## «Männerwelten»

Männer Schweine, Frauen wunderbare, korrekte Wesen: So einfach, wie es in der TV-Show von Joko und Klaas dargestellt wird, ist es leider nicht. Von Tamara Wernli

Die deutschen Spassmacher Joko und Klaas haben neulich in ihrer Pro-7-Sendung sexuelle Belästigung von Frauen thematisiert. In dem fünfzehnminütigen Beitrag «Männerwelten» geht es in erster Linie um Penisbilder, sogenannte *dick pics*, um sexistische Kommentare im Netz, peinliche Chat-Verläufe.

Belästigung im Internet ist ein Problem. Durch die Anonymität fühlen sich Leute dazu berufen, andere sexistisch zu belästigen, zu beleidigen. Es kehrt bei manchen die schlechteste Seite heraus. Das Thema aufzugreifen, ist darum richtig und wichtig.

Die Autorin Sophie Passmann spricht in dem Beitrag mit Frauen über ihre Erfahrungen. TV-Moderatorinnen lesen beleidigende Kommentare vor wie «Sie soll nicht immer so tun, als hätte sie eine Ahnung von Rap, jeder weiss, sie ist nur wegen der Titten angestellt.» Ein Kameranäher fährt über eine Reihe Penisbilder, die Frauen unaufgefordert erhalten, auch sexistisch-perverse Chat-Anmachen werden gezeigt. An einer Stelle sagt Passmann, dass Männer Frauen als «bumsbar» bezeichnen würden – und es quasi «zur Jobbeschreibung» gehöre, «als Frau in der Öffentlichkeit so was ertragen zu müssen».

*Dick pics* im Postfach sind gewiss gruselig. Was pubertäre Idioten sich davon versprechen, bleibt ihr dunkles Geheimnis. Als Frau kann man sich wehren, kann es anzeigen. Auch sexistische und perverse Kommentare können fürchterlich und verletzend sein. Nicht jede Frau vermag das einfach so wegzustecken, für einige ist das zweifellos schlimm.

Es gibt aber noch diesen Blickwinkel: *Dick pics* kann man auch einfach ignorieren, löschen, E-Mails oder Messages von unbekanntem Absendern muss man nicht lesen. Es existieren Möglichkeiten, etwa bei Twitter,

Nachrichten von Usern, denen man selbst nicht folgt, auszublenden; auf Youtube kann man Kommentare, die bestimmte Wörter enthalten («Hure»), direkt in einen Spam-Ordner verschieben.

Zudem, auch wir Frauen beurteilen Männer. «Geiler Arsch», «geiler Body», wir bezeichnen Männer nicht als «bumsbar», teilen sie aber in *keeper*, also gut als Familienernährer, und *loser* ein. Auch lästern wir genauso über andere Frauen: «Sie ist nicht die hellste Kerze auf der Torte», «Sie hat ihren Job nur, weil sie hübsch ist»: Frauen sind einfach nicht so doof, das ins Internet zu schreiben.

Und ob mich irgendein anonym Typ für «bumsbar» befindet oder meinen beruflichen Erfolg im Hochschlafen begründet sieht, kann mir auch einerlei sein. Gerade jungen Frauen sollte man nicht einreden, dass sie wegen solcher Sprüche «Opfer» seien, sondern eher mit auf den Weg geben, dass die Beurteilung von aussen, auch wenn verletzend, unwichtig ist und man versuchen sollte, es an sich abperlen zu lassen. Weil: Böse und dumme Menschen wird es immer geben. Ein Selbstbewusstsein sollte wegen solcher Leute nicht leiden.

Ein weiterer Punkt, der in «Männerwelten» nicht zur Sprache kommt: Nicht nur Frauen erleben online Belästigung. Auch Männer werden übel beschimpft, ich sehe es auf allen Kanälen, es manifestiert sich nur unterschiedlich. Eine US-Studie des Pew Research Center von 2014 hat ergeben, dass Männer im Internet mehr mit beleidigenden Ausdrücken konfrontiert sind, sie werden mehr körperlich bedroht. Frauen werden mehr gestalkt und sexuell belästigt. «Insgesamt erleben Männer eher etwas mehr Online-Missbrauch als Frauen», schreibt das Pew Research Center. Das

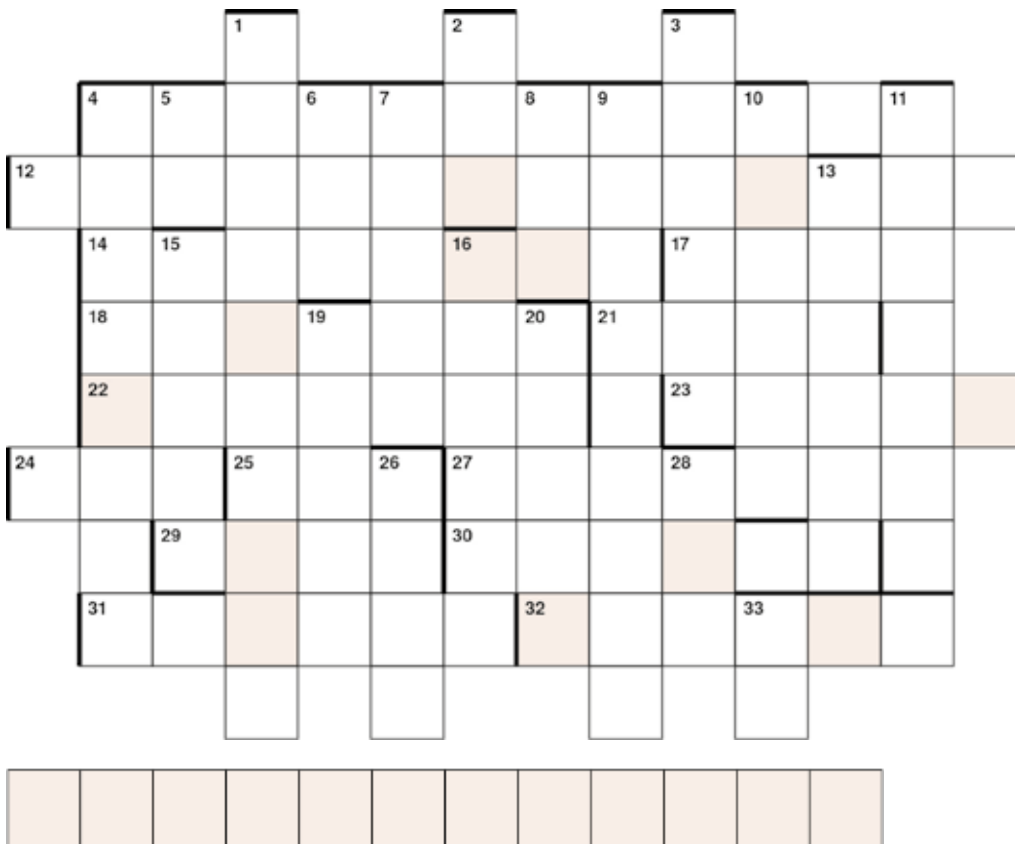
macht Sexismus gegen Frauen nicht besser, es rechtfertigt kein einziges Penisbild. Aber es ist halt nur die halbe Wahrheit, wenn man die Perspektive, die nicht zum eigenen Argument passt, völlig ausblendet.

Frauen sind natürlich nicht schuld an sexistischen Kommentaren. Aber es gibt noch den Aspekt: Viele Ladies kleiden sich sexy, kommen ins Büro in knallengen Jeans, Hotpants, hohen Hacken, mit tiefem Décolleté. Sie verkaufen sich als verführerische Geschöpfe, definieren sich selbst über ihr Aussehen – aber man darf sie nicht als Sexsymbol sehen? Darf sie nicht geil finden, darf als Mann nicht hingucken? *Hello*, Heiligenschein! Es ist sicher ein Unterschied, ob eine Politikerin oder Ärztin auf ihre Sexualität reduziert wird oder eine TV-Moderatorin. Bei Letzterer gehört ein attraktives Äusseres nun mal zum gewählten Job – und wenn man sich überwiegend in sexy Klamotten präsentiert, muss man nicht überrascht sein, wenn man in erster Linie als attraktive, sexy Frau wahrgenommen wird – und nicht etwa als die mit dem Masterstudium oder die, die sich in der Freizeit für bedrohte Pflanzenarten einsetzt.

«Männerwelten» macht es sich insgesamt zu einfach: Es wird so dargestellt, als seien praktisch alle Männer Schweine und alle Frauen wunderbare, korrekte Wesen. Und es wird übertrieben, so als seien *dick pics* und sexistische Kommentare «Teil unseres Alltags», unter dem wir alle permanent leiden. Das gilt längst nicht für alle Frauen, wie mir Kolleginnen bestätigen. Auch ich habe noch nie ein *dick pic* erhalten. Und trotz jahrelanger Arbeit als TV-Moderatorin, trotz Youtube-Kanal, Meinungskolumne, grosser Klappe auf Twitter und Girlie-Fotos auf Instagram: Ich bekomme kaum sexistische oder beleidigende Kommentare von Männern (und wenn, dann auch von Frauen).

Trotz der Kritikpunkte halte ich die Botschaft von «Männerwelten» aber grundsätzlich für gut, um die Gesellschaft für das Thema zu sensibilisieren.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.  
Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)



**Lösungswort** — Sie kennt die Gegend wie ihre Westentasche.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 Wurden verhängt für *circa vierzig* Tage, vermutete man an Bord die Plage. 12 Das offeriert – für Schnäppchenjäger die Gelegenheit! – so ziemlich jedes Abfuhrunternehmen. 14 Weder Fisch noch Vogel, lebt nämlich sowohl im Wasser als auch an Land. 17 Schmuckes Silikat-Mineral und perfektes Zahnersatzmaterial. 18 Trotz hohen Alters noch auf der Höhe. 21 Nominelle Köpfe in Form ländlich auffällig abstehender Ohren oder herausgestreckter Zungen. 22 Systemisch triadisch, elementar dreiteilig und hier sogar erratbar aus den Zutaten von erraten. 23 Nach der ersten Geliebten des griechischen benannter engster Gefährte des römischen Göttervaters. 24 Der grosse sitzt links extrem rechts und rechts extrem links. 25 Die Gabel hat der Karateka nicht als Essbesteck im Gepäck. 27 Isoliert und komprimiert Unterwasserratten. 29 Währt noch deutlich länger als ehrlich. 30 Absonderliche, aber trotzdem übliche Entzündungsreaktion. 31 Sprichwörtlich angebracht zu jeder Zeit, denn verdoppelt die Freude und halbiert das Leid. 32 Kasperls altbewährter Weggefährte, der meist in Burschentracht Theater macht.

**Senkrecht** — 1 Dem Namen nach eine winzige Sprechkünstlerkommune am Zürichsee. 2 Wie die Heringe stehen und die Sardinen liegen. 3 Umfasst schätzungsweise den dynamischen Bereich von hibbelig bis quirlig. 4 Unterhält beim Auftritt eines Duos die Betrunknen im Publikum. 5 Etwa vorbei oder etwa. 6 Ben Nemesis Arabertraber, ein hölzernes Huzulenhorn. 7 Die kleine Ann fand ihren Mann irgendwo in Mexiko. 8 Gehört, an fun ein Orkan, einer südostasiatischen Völkergruppe an. 9 Obwohl oft erheiternd und treffend beschreibend, ist statistisch deren Beweiskraft allerhöchstens lachhaft. 10 Die Kriminalpolizei warnt: Haben die noch Bauernfänger und Schlepper im Schlepptau, dann heisst's «Vorsicht, Falle!». 11 Kein Ding! Dazu fällt auch Terry nichts ein. 13 Die Schicht zwischen Kambium und Borke ist's. 15 Machen bekanntlich viele Kühe, denn eine Kuh macht muh. 16 Für die einen flotte Wuchtbrummen, für die andern fleissige Zuchtbrummer. 19 Wird, weil weidlich sluggish, von Franzosen als Very Slow Food klassifiziert. 20 Der betagte Lausanner in der Berner Chlyklass. 26 Artverwandt mit Mecki, Micki und Segas blauem Ultraschall-Stachelball. 28 Pfefferpower pur. 33 Darin hat die einzige Maus im modernen Haus ihren Schwanz eingeklemmt.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 669



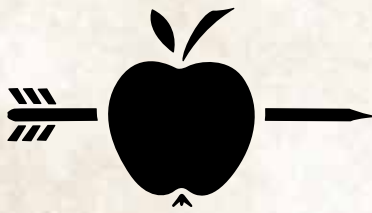
**Waagrecht** — 2 KA: kurz für «keine Ahnung» 6 IAMMERLAPPEN 11 WANDERVOEGEL 14 LIRIKER 15 GONDEL 16 OMELETTE 18 Georg Simon OHM: Einheit des elektr. Widerstands 19 SUAHEL: Bantusprache und deren Sprecher 20 RID[EAU]: franz. Vorhang (Wasser) 21 STERIL 23 TESSIN 26 FIONA: im Cincinnati Zoo and Botanical Garden geborenes Flusspferd 27 LEITER: Anagramm von «Teiler» 28 EREIGNIS 29 AL[ARM]

**Senkrecht** — 1 UMDREHEN 2 «Ich bin dann mal weg» ist ein Buch von Hape Kerkeling. 3 (L)ARVE 4 SAEGEREI: eigentlich (lästiges) andauerndes Sägen. 5 GELDHEIRAT 6 IALOUSIE: franz. Neid 7 ANIMATOR 8 MEILE: Siebenmeilenstiefel 9 The PEN is mightier than the sword: engl. die Feder ist mächtiger als das Schwert. 10 NIEMAND 12 ORTSTEIL 13 GOBI 17 (S)TILL(e): Schuhreflektor = Eulenspiegel 18 OD: kurz für «oder» 22 RAIN: engl. Regen 24 STAR 25 Ajouter/Mettre son grain de SEL: franz. seinen Senf (Salz) dazugeben

**Lösungswort** — ANGEBEREI

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



BRODMANN CIGARS

# DIE NEUE SCHWEIZER CIGARRENMARKE. NICHT NUR FÜR EIDGENOSSEN.



*Premium Cigarren. Longfiller.  
Entworfen und komponiert  
in der Schweiz.  
Handgemacht in der  
Dominikanischen Republik.  
Mit besten Tabaken  
aus der Karibik.*

## SIN SCHO DO

Die ersten zwei Formate der Edition  
«Gloria Helvetia» sind in begrenzter  
Auflage erhältlich:

GLORIA HELVETIA N° 001 LUCERNA:  
Klassiker und das eleganteste  
aller Formate: Lancero

GLORIA HELVETIA N° 101 MORGARTEN:  
Prachtvoll und das furioseste  
aller Formate: Prominentes

## CHÖMME BALD

Die weiteren Cigarren der Edition  
«Gloria Helvetia» können via  
Subscription vorbestellt werden:

GLORIA HELVETIA N° 002 BASILEA:  
Torpedo Special

GLORIA HELVETIA N° 102 ST. JAKOB:  
Diadema Wilhelmina

GLORIA HELVETIA N° 003 CLARONA:  
Toro

GLORIA HELVETIA N° 103 NÄFELS:  
Pyramides

INFORMATIONEN  
UND  
BESTELLUNGEN  
UNTER:

WWW.BRODMANNNCIGARS.ROCKS

Rauchen fñgt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.